

DAS ZIEL

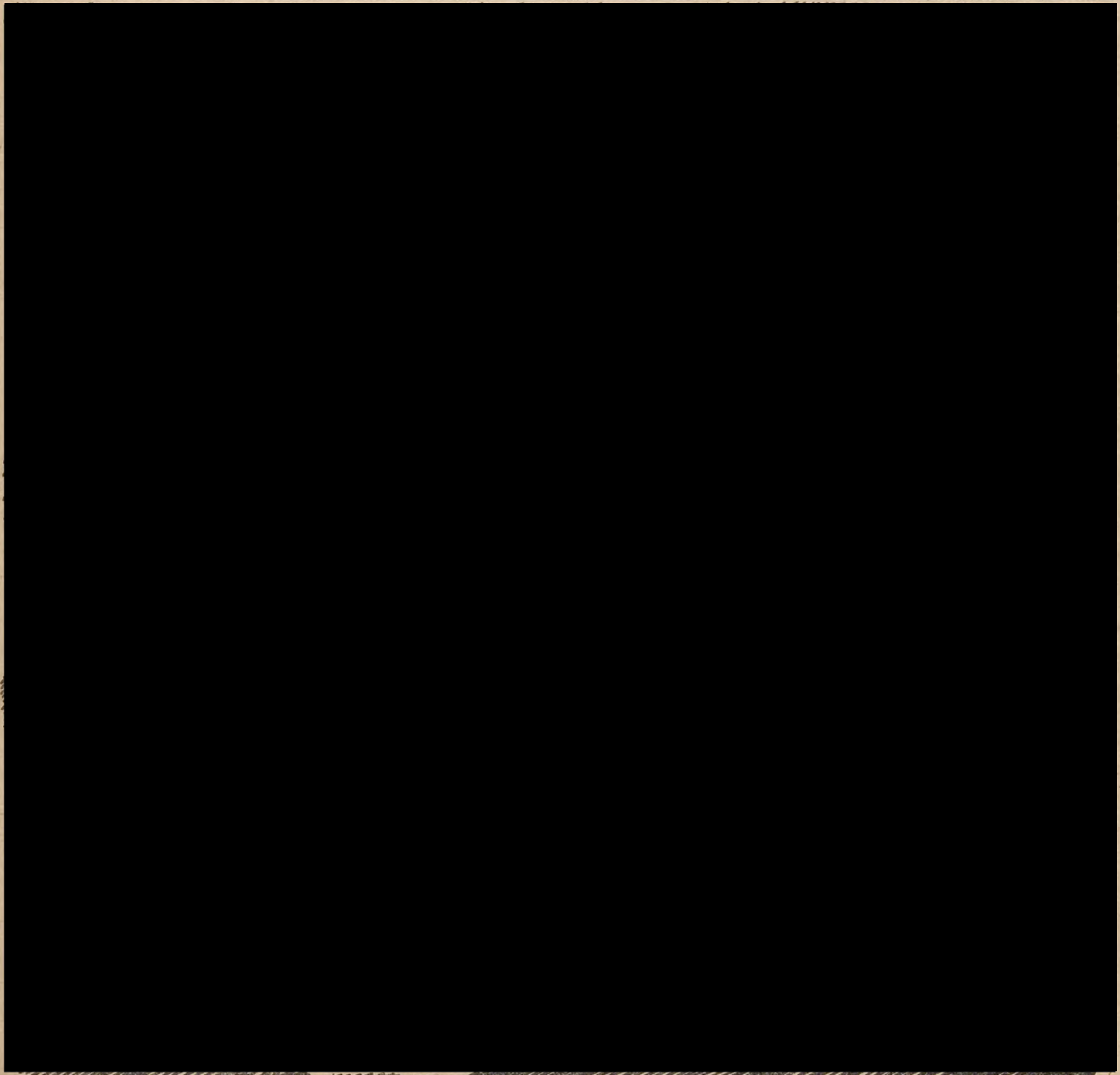
Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT August 1919

8. Heft

Inhalt: Unsere Kunstausstellungen / Greiner: Bergwaldgipfel / Kertsch: Das Weib / Keleti: Klagegesang / Verhaeren: Abendstimmung / Greiner: Prolog zum Drama Herzog Boccaneras Ende / Rich. Vich: Der Ball / H. L.: Da kam ein Lied zu mir / Hesse: Abend in Asien / Gugu: Liebes Ziel / Roth: Auswahl / Kollektivausstellung Mattis Teutsch / Eduard Morres—Vorbericht / Fritz Kimm—Vorbericht / Aphorismen / Redaktionelles / E. Morres: 2 Bilder / F. Kimm: 2 Bilder



Unsere Kunstausstellungen

Nun stehen wir bereits bei der vierten Kollektivausstellung. Was in der Provinz kaum für möglich gehalten werden konnte, wird hier zur Tatsache: Eine viele Monate dauernde Ausstellung hält die Bevölkerung bei ständiger Anteilnahme. Der Besuch steigert sich ständig. Der Besucher Zahl beträgt weit über 2500 und der Bilderverkaufserlös hat das erste Hunderttausend überschritten.

Diese Erfolge sind ein günstiges Zeugnis für die Aussteller und für unsere Kunstfreunde in gleicher Weise. Insbesondere aber ist es ein ehrender Beweis für die Kunstliebe der Kronstädter. Ohne in Lokalpatriotismus zu verfallen, stellen wir dies fest.

In keiner unserer Provinzstädte ist auch nur ein annähernd günstiger Erfolg zu verzeichnen gewesen. Wer die letzten Ausstellungen in Hermannstadt verfolgt hat, muß über die riesigen Erlössummen unserer Ausstellung geradezu verblüfft sein, da in den dortigen Ausstellungen nur ganz wenige Bilder verkauft werden konnten.

Der materielle Erfolg unserer Kunstausstellungen gewinnt noch an Bedeutung, wenn wir bedenken, daß es gerade unsere modernsten, fortschrittlichsten, nach neuen Ausdrucksmitteln strebenden Künstler waren, die bisher ausgestellt haben. (Bei dieser Gelegenheit kann betont werden, daß der größte Teil unserer sächsischen Maler — und auch der Zeichenlehrer — Kronstädter sind. Daß dies kein Zufall sein kann, beweist das überaus große Interesse, welches von Seiten der Kronstädter Kunstfreunde unsern Künstlern entgegengebracht wird).

Jede neue Kollektion bringt uns erneut den Beweis: Unser Bestreben, neue Kunst zu unterstützen und zu pflegen, ist richtig und wird auch richtig eingeschätzt. Der erzieherische Wert unserer Veranstaltungen wird erkannt. Die Jugend bekennt sich fast überall für unser Wirken. Wohl ist sie noch zum Teil vom Althergebrachten beeinflusst und im freien Entwickeln behindert, aber es gibt keine Macht, die den Zeitgeist, den Fortschritt in ihr ertönen könnte. Über kurz oder lang muß sie sich in den von uns erkämpften freien Bahnen bewegen.

* * *

In der Folge unserer Ausstellungen ist eine Verschiebung eingetreten: Eduard Morres und Fritz Kimm stellen getrennt aus und zwar Eduard Morres vom 27. Juli bis 7. August, Fritz Kimm vom 10. bis 21. August.

□□

„Das Ziel“

Bergwaldgipfel

Wohin verirrt sich mein müder Fuß?

Der hohen Wälder regenschweres Brausen ruft in die Täler grauen Tag und Gruß, redet mit Feldern, die im Nebel sausen, mit schwarzen Teichen, welche stumpf und blind im Banne unbewohnter Ufer haufen, mit Dörfern, die auf überwölkten Matten wie längst zerstört in vielen Fernen sind.

Ich steh' im Hochgebrause wie ein Schatten. Ich horche finster in den grauen Wind und hüll' mich ins Gewölk, drin das Gestein gestorben liegt und meines Lebens Brände einsinken zu entseeltem Schein, und senke, trunken wie von Schlummerwein,

ins welke Berggras meine Menschenhände.

Leo Greiner.

□□

Das Weib

Skizze von Karl Kärtisch

Es war einmal. Wie lange es her ist, wer weiß es? Dichter, schier undurchdringlicher Nebel versperrt den Rückblick in jene Zeit, und die schwere, schwarze Staubdecke, die die Jahrtausende auf ihrer Wanderung durch die Ewigkeit gewoben und über sie gebreitet; wer vermöchte sie zu lüften? Es war aber gewiß damals als der Mensch noch in unmittelbarer inniger Beziehung stand zum All, seiner Zeugmutter. Damals als er gerade begonnen hatte aus dem Leben eine Chimäre zu machen.

Da geschah es eines Tages, daß der Weltgeist nach einer Abwesenheit von einigen zehntausend Jahren wieder über die Erde fuhr. Sturmesgleich heulte es in den Lüften; hoch auf spritzte die Gischt des Meeres, und das Land erbebte unter den gewaltigen Hustritten seiner beiden Sonnenrosse. Ein wenig gelangweilt, wie er es stets war, wenn er den Erdkloß, den er vor Zeiten selbst geformt in Augenschein nahm, blickte er aus seinem Wagen um sich. Bisweilen gähnte er und dann griffen seine Rosse toller, ungestümer aus. Manchmal aber schien es, als suchte er etwas und plötzlich hielt er an. Auf einer kleinen, dürftig bebauten Fläche, die gen Abend von einem waldgekrönten Hügel abgeschlossen war und sich gen Sonnenaufgang in einem saftiggrünen Weideland verlor, sah er — das Weib.

Den hagern Leib in unsaubere, vielfach zerissene Lumpen gehüllt, kauerte es mit vornüber gebeugtem Oberkörper auf dem Boden und gerbte emsig den Balg, eines augenscheinlich erst vor kurzem erlegten Wolfes. Die Sommer Sonne schob

schwere Blutmassen vor sich her und veranlaßte sie von Zeit zu Zeit inne zu halten und sich mit ihrem Haar, das ihr an der Schläfe und im Nacken klebte, den Schweiß von dem magern verhärteten Gesichte zu wischen. Dann blickte sie auf und sah zu dem Manne hinüber, der den Jagdspeer auf der Schulter, eben unter den ersten Bäumen des Waldes verschwand. Ein schwerer Seufzer stahl sich über ihre Lippen und in ihren Augen schimmerte eine Träne: Wehmut, Bitterkeit.

Dem Manne aber wollte das Weidwerk heute keine rechte Freude bereiten. Immer wieder mußte er an das Weib denken, das er lange unbemerkt beobachtet hatte; und er wurde eine eigentümliche, drückende Empfindung nicht los. Ziellos streifte er im Walde umher.

„Du sollst das Bewußtsein der Welt werden“, murmelte der Weltgeist, indem er die Worte wiederholte, die er gesprochen hatte, als er den ersten Lebenskeim dem Urquell anvertraute. Dann sprangen die Pferde an und trugen ihn in die Unendlichkeit hinaus.

Abermals waren Jahrtausende in die Vergangenheit gerollt. Dichter und Denker, Glaubensstifter und Weltweise hatten gleichermaßen zusammengewirkt, um ein Leben zu erträumen, das nicht das Leben war und die große Herde hatte ihnen nachgeträumt. Da ereignete es sich, daß der Weltgeist wieder einmal über den Erdball jagte. Ein dumpfes Brausen ging durch die Lüfte, das Weltmeer tobte in seinem Bette und das Land erdröhnte von den wuchtigen Hufschlägen seiner beiden Rosse. Gleichgültig, wie immer, glitt sein Blick über Wälder und Fluren hinweg. Als er aber an jene Stelle gelangte, wo er zuletzt das Weib gesehen, sah er erstaunt auf. Welch ein Wandel! Am Fuße des Hügels, inmitten eines prächtigen Gartens stand ein verschwenderisch ausgestattetes Landhaus.

Er hielt die Pferde an, stieg aus seinem Gefährt und trat durch die halbgeöffnete Pforte in den Garten ein. Niemand ließ sich blicken, aber vom Hause her schlugen die weichen, lieblichen Töne einer Harfe an sein Ohr. Ab und zu stehen bleibend, schritt der Weltgeist dem Hause zu, stieg die breiten Marmorstufen hinan und, indem er den Harfentönen folgte, stand er gleich darauf vor einer hohen Eichentür. Er öffnete sie behutsam und trat in einen hohen, lichtdurchfluteten, mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Raum. In der Mitte des Raumes saß das Weib.

Das Weib? Diese vollerblühte, schöne Frauengestalt da, in dem schmucken, weichen Gewande, das Weib? Jenes Weib, das —!

Den wohlgebildeten Kopf mit dem schweren, weinlaubdurchflochtenen Haar



Ed. Morris, Morgendämmerung.

leicht vorgebeugt, ein berückendes Lächeln auf den etwas sinnlich geschwellten, blutroten Lippen, und in den Augen ein heißes, leidenschaftliches Begehren: so saß sie da, die Harfe vor sich, und ihre schlanken, weißen Finger entlockten den Saiten wunderfame entzückende Weisen. Bald einschmeichelnd, wehmützig schluchzend, Liebe heischend; bald abgerissen wild jauchzend, klangen die Töne durch das Haus und flossen durch das offene Fenster in den warmen Sommernachmittag. Nun brach sie plötzlich ab, rekelte sich wohligh auf ihrem Pfühl und erhob sich. Und sie begann zu tanzen. Langsam erst, ein anmutiges Wiegen und Biegen des Körpers, ein sinnverwirrendes Spiel der Glieder, reizvoll, sündhaft schön; jetzt schneller, immer schneller und wilder sich drehend, bis sie, ermattet, dem Manne in die Arme sank.

Der hatte an eine Wand gelehnt, entzückt ihrem Spiele gelauscht, war trunkenen Blickes ihren Bewegungen gefolgt. Er hob sie auf und trug sie auf ein weiches Ruhebett, in einer Ecke des Zimmers. Als er sich aber über ihren, in wollüstigen Wonneschauern erbebenden Körper beugte und seinen Mund auf ihre halbgeöffneten heißen Lippen drückte, trat unvermittelt ein eigentümlicher Zug von Bedauern und Kälte in sein Gesicht. Er richtete sich auf, wandte sich um und schritt in den Garten hinaus.

Erschrocken, mit weitaufgerissenen Augen blickte sie ihm nach und sah, wie er langsam, gedankenvoll den Hügel hinanstieg. Dann drückte sie den Kopf in das Seidenkissen und ein wehes, krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Der Weltgeist hatte all dieses staunend mitangesehen. Kopfschüttelnd murmelte er wie einst: „Du sollst das Bewußtsein der Welt werden“; indem er das Wort „Bewußtsein“ nachdrücklich betonte. Einige Augenblicke später saß er in seinem Wagen und jagte neuen Jahrtausenden entgegen. —

Wohl zwölf oder fünfzehn Jahrhunderte mochten seither von den userlosen Neonsfluten verschlungen worden sein. Der Mensch hatte sich in dem traumgewobenen Netz eines, für die Lebenswahrheit eingetauschten Hirngespinnstes verfangen und war zappelnd aus einer Masche in die andere gefallen. Aber eben begann er das feste, undurchdringlich scheinende Gewebe hier und dort zu zerreißen und in der frischen, würzigen Luft der Wirklichkeit zu atmen.

Nun geschah es, daß der Weltgeist seine Reise durch das All auf der Erde unterbrach. Diesmal wollte er längere Zeit auf ihr verweilen, und so schritt er denn zu Fuß dahin, während ihm ein leises, geheimnisvolles Raunen voranging. Ein neuer Tag lugte eben über die

Bergesränder, als er zu dem Landhaus gelangte, indem er das Weib leztthin zurückgelassen. Eine Weile stand er sinnend davor und betrachtete es aufmerksam. Die Überpracht von ehemals hatte, soviel man im Halbdunkel des Morgengrauens erkennen konnte, einer schlichten, geschmackvollen Einfachheit Platz gemacht. Es war offenbar kleiner, aber wohnlicher, traulicher geworden. Er mochte den Schlummer des Hauses nicht stören und schlenderte deshalb unhörbaren Schrittes dem Garten zu.

Unterdessen war der Tag völlig aus seinem Bett gestiegen und überschüttete jetzt die taufrische Schöpfung mit dem tausendfältig glitzernden und sprühenden Strahlenzauber seines morgenlichen Glühens. Und plötzlich sah er durch das Lichtmärchen das Weib wandeln; einer Baumgruppe zu, vor der der Mann ihrer augenscheinlich bereits harnte.

Das Weib. Bewundernd blickte ihr der Weltgeist nach, wie sie in anmutig edler Haltung, den schönen Nacken leicht gebogen, dahinschritt. Nie hatte er etwas gleich Herrliches gesehen. Er verglich. Sie schien größer schlanker geworden zu sein. Ein helles, weiches Kleid floß in schönen Linien von ihren Schultern und ließ das vollendete Ebenmaß ihres Körpers ahnen. In der Hand trug sie ein Buch. Und als sie gleich darauf zu dem Manne trat, der sie wie gebannt, mit dem Ausdrucke unendlichen Wohlgefallens in seinem Antlitz, betrachtete, spielte kaum merklich ein feines seelenvolles Lächeln um ihre sanftgeschwungenen, ehemals so sinnlichen Lippen, und auf ihren durchgeistigten Zügen schimmerte für einen Augenblick, die lautere Freude des Sieges. Lange ruheten die Blicke der beiden voll und fest ineinander. Dann reichte der Mann ihr die Hand. Und von der Morgensonne mit einem Strahlenring von feurigflüssigem Golde unschimmert gingen sie Hand in Hand den Hügel hinan, der Höhe, — den Höhen zu.

□

Klagegesang im Jahre Tausendneunhundertfünfzehn

Arthur Keleti

Aus dem Ungarischen von Heinrich Horvát

Weinet die ihr noch weinen könnt

Weinet

Beweinet die zwei Beine hatten

Und haben jetzt nur eines noch

Weinet

Beweinet die zwei Augen hatten

Und eines ist jetzt tot

Weinet

Beweinet die zwei gute starke Hände hatten

Und haben jetzt nur eine Hand

Weinet

Beweinet die ein Kind einst hatten

Ein schönes starkes gehegtes Kind

Und die es nicht behalten durften

Weinet

Weint auch um die so noch sehen konnten
als sie gingen

Und die jetzt nichts mehr sehn, nur ihr
Leid

Weinet

Beweinet die nicht einmal gestorben sind

Die sich verloren haben und brauchten
keinen Sarg

Weinet

Beweinet die vielen armen Mütter

Deren Schoß eine traurige Wahre ge-
worden ist

Weinet

Kein Schmerz ist größer als ihr Schmerz

In ihrem engen Schoß die vielen toten
Kinder

Die ihr versteht ihrer Herzen unermesslich
großen Schmerz

O weinet, beweinet sie

Weinet

Weinet um den endlosen furchtbaren Krieg

Weinet

Nicht trockne in euren Augen der Bach
der Tränen

Die ihr noch weinen könnt

Weinet

Weinet um sie die schon sanfte selige Tote
sind

Und eine blaue Blume blüt aus ihrem
zarten Gaumen

Und um die Lebenden die leben müssen
jetzt

Weinet

Beweinet auch die guten kleinen Pferde

Die mit wirren Mähnen und gebrochenen
Augen

Schon langsam welken auf den schönen
Schneefeldern

Weinet

Beweinet auch die vielen lieben kleinen
Häuser

Die die Flammen fraßen

Und die vielen kleinen Frauen

Die erschrocken aus den brennenden
kleinen Häusern liefen

Weinet

Beweinet die entblößt sind all ihrer Habe
Vertrieben die Ruh, mit dem Kind auf
dem Arm

Und dem belasteten Esel (sie haben nichts
als das)

Wer weiß wohin sie ziehn und ihr Los
o Gott wer weiß es —

Weinet

Beweinet die vielen lieben kleinen Waisen

Die armen traurigen Elternlosen in langen
blauen Reihen

Und in traurigen Schuhen von den
Nonnen geführt

Weinet

Beweinet auch die vielen zertretenen und
schwachen kleinen Mädchen

Die mit schmaler Kinderhand ihr Kind
jetzt wiegen
Und sich frühe verschließen, weh geknickte
bestäubte Blumen

Weinet

Beweinet auch die vielen traurigen kranz-
losen Bräute

Deren trauriges Haupt kein Schleier
bedecken wird

Und die in ihren Fenstern auf den toten
Bräutigam warten

Weinet

Beweinet die Witwen alle

Weil ihr dünner Schleier welkt und
traurig weht

Und sie gehn wie ein Zug von Nonnen
und in den bleichen Händen

Bläht das Wachlicht der Erinnerung
und trânt ohne Unterlaß

Weinet

Weinet, denn viele schöne und alte Kirchen
Und viele liebe Städte die unserm Herzen
nahe waren

Sind graue Trümmerhaufen geworden
Und auch der liebe Altar in unser aller
Herzen

Daß wir Menschen sind — dein Bruder
und mein Bruder —

Weinet

Beweinet die schon sitzen hinter Garten-
gittern unter den traurigen Weiden

Mit bleichem erschrockenem Gesicht und
sehr weit von sich selber

Weinet

Weinet, denn am Rande der Landstraße
bei den Grenzsteinen sitzen Kinder

Kleine Kinder in dünnen Tüchlein und
frieren und ihre arme Hand preßt ein
Bündel

Weinet

Beweinet auch die sanfte kleine Ziege
Die hoch in den Bergen vor Schreck ein
Zicklein gebar mit zwei Köpfen

Weinet

Weinet, denn wenn der Zug der Ver-
stümmelten käme

Nie würde er enden und bedeckten sie
nicht die verstümmelten Glieder

Wer von uns fände noch Schlaf —

Weinet

Weinet, denn keine Leinwand ist so lang
und so breit ist nicht eine Leinwand,

Daß sie bedecken könnte alle die Wunden
Und die viele weiße und milde Leinwand
geht aus in der Welt

Weinet

Weinet, denn auf den weichen grünen
Feldern

Stehn mehr der Kreuze als in den Fried-
höfen stehen

Weinet

Weinet, denn ferne ist der gute Hirte
gezogen

Und der böse Krieg wütet in seiner armen
einfältigen Herde

Weinet

Weinet, denn man läßt die Lebenden
nicht mehr leben
Und voll sind alle Friedhöfe und die
Spitäler sind voll

Weinet

Weinet, denn wenn diese Zeiten vergangen
sind

Dann graßt das schwache Lämmlein —
der Friede

In rotem Grase nur

(Nur rotes schlechtes Gras wächst für das
arme unschuldige)

Weinet

Weinet.

□□

Abendstimmung

I

Kennt ihr die seltsame Lust, abends zu
Fuß ein fremdes Land zu durchwandern,
Wege, die man niemals durchschritten hat
und von denen man weiß, daß man sie
niemals wieder durchschreiten wird? Die
Felder winken freundlichen Gruß mit
ihren reifen Saaten, die Bäume beugen
sich schattend mit ihrem niederhängenden
Laub. Man weiß den Namen der Straße
nicht und nicht den des Dorfes, das
einem entgegenblickt. Man wandert schon
lange dahin, man ist müde, und doch
hält man nicht inne. Denn die Wolken
da drüben am Ende der Straße locken
und rufen einen von fern.

II

Plötzlich auf Hügelhöhe das erste
Haus. Man blickt hinein durch die Fenster
mit den kleinen Scheiben. Zögernd tritt
man heran. In einem Winkel hält der
Mann einsame Zwieprache mit dem Rauch
seiner Pfeife, die Frau stillt ihr Kind,
und die Kaze miaut vor dem offenen
Schränk. Man möchte eintreten und wagt
es nicht. Jemand geht vorüber, blickt
einen an und grüßt in einer Sprache,
die man nicht versteht. Und plötzlich klingt
der Gesang der Hüterknaben, die die
Gänse von der Weide zurücktreiben, die
Kirchturmuhren beginnen zu schlagen, die
Räder kreischen auf den Straßen, die
immer fern hinausdeuten zum Horizont.
Und man fühlt sich verlockt von den
Wolken, weit, weit drüben.

III

Was ist's, das man begehrt? Ein
bißchen geheimer Freude für sich allein,
ein bißchen Freude und ein bißchen Liebe.
Man belauscht das Geschwätz der Blätter
und das murmelnde Gebet der kleinen
Bäche. Und man sagt sich: wie gut tut
das. Man ist der Bettler des Abends,
der uns beruhigt, und des Firmaments,
das uns erhebt. Träume kauern in den
Wiesen. Und der Mond erscheint, der
Mond, der Mond, den man einst als

Kind schon geliebt und der im gleichen
Blick auf das kleine Dorf, das Dorf in
Flandern blickt, in dem man geboren ist.
Und man fühlt sich verlockt, verlockt von
den Wolken da drüben.

IV

Und man ruht irgendwo aus, am Rand
eines Grabens, und denkt mit erhobenem
Blick an das ferne Heimatshaus. Im
Herzen ersteht das Herz von einst, und
Tränen der Kindheit sind es, die wieder
in die Augen sich drängen. Wem gelten
sie, wem gibt man sie hin? Dem Schwe-
igen und der Nacht, dieser Familie armer
Leute, durch deren Fenster man blickte,
der Frau, die ihr Kind nährt, dem Alten,
der seine Pfeife raucht. Und dann nimmt
man seine Wanderung wieder auf, er-
griffen von einer ungeheuern, ungeheuer
weichen und verworrenen Sympathie und
verlockt von den Wolken, den Wolken
da drüben.

Emil Verhaeren.

□□

Prolog zum Drama „Herzog Boccaneras Ende“

Von Leo Greiner

Sehr einsam ist ein Baum, der wie seit ewig
an einem namenlosen Flusse steht,
drauf niemand talwärts fährt als Licht
und Wind,

erschreckend das Gebirg, wenn sein Gipfel
im Morgendampfe sich entgegenschauern,
und da und dort schreit wohl ein Herz
zu Gott.

Nichts aber ist so einsam wie das Meer,
unwittert von dem Duft der frühen Tage:
Uraltet Schicksal, Sagen und Gesang
trägt es an dunkle Menschenufer her,
uns aber ist's ein Rauschen. . . .

Meergeschick,

ewig am Nachtgestade brausendes,
die Fluten und die zugeschlossenen Himmel
und diesen grenzenlosen, stillen Wind,
der ohne Laut die dunklen Lüfte kräuselt,
hab ich in dieses Spiel hinein verwebt,
das hinter dieses Vorhangs Falten nun
die Seelenkraft, Euch zu erschüttern, sammelt.
Wogen der Brandung sind wie Hunde
stumm,

sie kommen an die Ufer, wimmern auf,
als hätten sie Entsetzliches gesehen,
und stürzen rücklings, klagen und versinken.
Von solcher Stummheit, stummer als das
Grab,

seht Ihr in diesem Spiel den Greis um-
wittert,

der ihm den Namen gab. Wir alle sterben
zufälligen Tod und nennen's ruhmvoll,
wenn

ein blind Geschöß uns in der Schlacht
erlegt.

Er aber ist dem Tod so nah verwandt,



Ed. Morris, Vermundetentransport.

daß er, schon fallend, noch mit beiden
Händen
den Felsblock lockert, der schon stürzt mit
ihm.

Wir tragen Mühjal, ächzend unserm Joch,
wir tief Betrogenen, denen Lust versprochen
und Qual gehalten ward. Er aber will,
sich rüstend, Rache für die geile Ohnmacht,
die in dem Fleisch der Kreaturen wütet,
und das Gefühl uns schwächt, daß Reue

uns
die Kissen jammernd näßt und die Ver-
zweiflung,

die königliche, an den Brücken betteln
und hündisch lächeln muß. Wie jener Saul,
der seinen Speer nach David warf, den

heißten
Speer warf nach seinem lieben Sohne
David,

da er gedachte: Weh, ich liebe den,
der einst vor meinem Totenzuge tanzt,
und nenne Sohn den, der mich töten wird,
und schleuderte den Speiß auf den Ge-
liebten,

und traf doch röchelnd nur sein eignes
Herz —

so er. So schreitet er durch dieses Spiel
in nächtigem Dunstgewölk wie ein Gestirn,
das, in sich selbst verbrennend, dampft
von Tod,
doch ewig leidend nur sich selbst verzehrt.

Die Glocke mahnt. So kehrt die Stunde
wieder,

da sich die Schattenwelt, die jeden Abend
dies Haus mit traumhaft großem Leben
ansüllt,

halb schon erwachend rührt aus ihrem
Schlaf.

Da ich sie aussann, war sie dichter nicht
als eines Schleiers flüsterndes Gewebe,
und soll nun wirklich werden, hier, vor
Euch,

in Leibern leben und mit Lungen atmen,
und alles so, wie diese Hand und daß
ich sie zur Faust jetzt ballte, wirklich ist.
Und griff' ich einen Nagel, stieß ihn tief
in meinen schlagenden Puls, daß ihr mein
Blut

vor euren Augen für mich zeugen sähet,
nicht sprechen dürft ich; dieses Blut ist
wahrer

als jene wunderbaren Schatten sind.

Und doch! wenn mitten in der Wirklichkeit,
die glühend schon an allen Pforten pocht,
zuweilen Euch ein Fremdes anrührt: denkt,
dies Gegenwärtige ist längst gewesen,
Staub ist der Mäntel Tuch, Staub, die
sie tragen,

gestürzt die Lichter und die Becher leer.
Vergebt, wenn ich mich selber schaudern
fühle!

Wer bin ich denn, daß ich berühren darf
uralt's Gut, aus Menschenhänden längst
der schweigenden Natur zurück gegeben,
und atmen goldene Luft, da doch so
Großes

vergehen mußte, eh' ich war! Und wortlos
tret' ich zurück von dem Gewesenen.



Der Ball (Grotteske)

Gott sei dank — endlich konnte der
Ball stattfinden. Es war peinlich — nein
direkt unmöglich gewesen, länger so
weiter zu vegetieren. Die ganze gute
Gesellschaft hatte es schon als unbewußte
Last getragen, daß ein richtiger, feiner
Ball noch nicht arangiert worden war.
Bitte — wo und wie hätte sich das an-
gestaute, angewogte Vergnügungsbedürf-
nis Luft machen sollen? Die Söhne —
na ja — die lebten noch — so nach elf
Uhr nachts; die Töchter — gut auch sie
— es gab Wintersport — es gab ja auch
Liebe; aber die Mütter — man kann
doch nicht stets nur von Dienstboten
reden.

Also nun war er da. Die Mütter,
Tanten waren ihren Körpern entrückt,
die in quappelnder Fettmasse auf den
Stühlen blühten und sahen. Erst ist's ja
nur ein orientieren „die sind da — hm,
der Saal ist nicht übel dekoriert — also
auch Sektzelt?“ — dann wird's ein tiefes
sachgemäßes detaillieren — „dies Kleid —
das Kleid — schön — Skandal — so
tief — kostet?“ — und schließlich ist's
ein aufmerksames Beobachten — „ach,
nein — bitte wie die dort tanzt, wer ist
der Mensch, der so lange die Hilda schwingt
— wo der nur das Geld hat, so viel zu
trinken“ — die Väter fühlen eine leise
Sehnsucht nach der köstlichen Bettwärme,
oder schmunzeln beim Beschauen eines
blanken Nackens — als ginge eine kleine
pikante Erinnerung durch ihr Gehirn.

Das Jungvolk tanzt — auch das, das
noch gerne dazugehören möchte. Besonders
die Mädchen und Frauen — stillverklärte
Seligkeit — andererseits bewußte Fröh-
lichkeit und schließlich viel Lüge. Männer
— die Klugen am Sektzelt — die ganz
Klugen in einer Saalecke und die andern
tanzen — viele schwingen sich schön und
beseelt, man sieht's schon am Gesicht.
Einige improvisieren, das sind die großen
Ballkünstler und ihre Tänzerinnen sind
bedauernswert, sie werden ganz abge-
griffen.

Es ist ja so das gewöhnliche Bild. Es
wäre auch nichts weiter darüber zu sagen,
wenn nicht plötzlich eine etwas dunkle
Existenz durch die Saaltüre getreten wäre.
Dunkel war sie eigentlich nicht, sondern
bloß wiedererwacht.

Vor etwa fünfhundert Jahren nämlich
war der Zauberer Sabi il desi von den
großgefälligen Ratsherren für eine Vor-
stellung, die er mit großer Kunst und
viel Geschick abgehalten, in den Kerker
geworfen, gerichtet, verbrannt und fern
von seiner Heimat begraben worden. Sei

es nun, daß das Feuer nicht seine ganze
durch Mixturen und Zaubertränken ge-
festigte Seele verdorrt hat, oder daß durch
die Vereinigung eines Knochens mit der
in der Nähe gelegten Kanalisation plötz-
lich ein Markteilchen lebensfähig gewor-
den war, kurz und gut — heut Nacht
war der weiland Zauberer Sabi il desi
als ein aus einigen Beinresten bestehen-
des Fabelwesen durch ein Kanalisationsrohr
hochgestiegen und hatte seine Rutschpartie
im eleganten Anstandsort des Ballhauses
beendet. Wo er sich erst im Spiegel be-
trachtete, dann unter der Wasserspühlung
als höchst notwendig abtuschte, am vor-
handenen Seidenpapier trocknete, und
sich schließlich seine ehemalige Gestalt und
Kleidung verlieh. Er trat ungezwungen
aus der Türe, sprang aber schnell zurück,
als er zwei im Frack vorbeieilende Herren
bemerkte. Mühsam schüttelte er sein Haupt,
so sehr war er verduzt, dann aber zau-
berte er sich dieselben Gewänder an den
Leib.

Unbemerkt war er in den Saal ge-
treten — nur ein kleiner etwas unan-
genehmer Duft erwirkte ihm bald größere
Bewegungsfreiheit, als sonst für die Be-
sucher eines Balles zur Verfügung steht,
denn Dame oder Herr, alles eilte gleich
rasch aus seiner Nähe, höchstens daß ganz
junge Mädchen in ein helles Lachen aus-
pflagten und rot wurden, wie heißer
Mohn und ihm heimlich nachfolgten. Ein
Herr vom Komitee, der schon in den vor-
hergehenden Tagen mit vollster Arbeits-
kraft in den Dienst der großen Sache
getreten war, stellte sich vor, als er des
fremden Besuchers doch etwas ungewöhn-
liches Parfüm roch und bat um Vorwei-
sung seiner Einladungskarte, während er
ihn unauffällig in eine leerstehende Loge
zog. Sali il desi reichte ihm lächelnd eine
Einladungskarte, und sprach in bewun-
derndem Ton einige Schmeicheleien über
die großartige Komposition des Abends,
worauf sich der Herr geehrt zurückzog.

Nun war er allein und starrte in den
Saal. Er lächelte, wie er vor fünfhundert
Jahren schon gelächelt hatte, als er die
komischen Vergnügungen der Europäer
kennen lernte. Aber er fand sich leicht in
seine Lage, nicht etwa durch die besondere
Güte seiner menschlichen Anpassungs-
fähigkeit, sondern einzig durch die außer-
ordentliche Kraft seiner Zauberei, durch
die er bewußt alles so empfand, als hätte
er nie etwas anderes erlebt. Doch im
tiefsten Innern war er doch kritisch und
amüsierte sich vielleicht am besten im
Raume.

Als er seine Hand hob, fiel sein Blick
auf einen Ring, der den Mittelfinger
umschloß und lächelte plötzlich verstehend
und spöttisch. Es war sein alter Ring,
durch den er jeden Menschen verzaubern

konnte, wenn er den dunkeln Saphir in der Fassung drehte.

Er dachte nach. Was sollte er tun. Etwas Originelles mußte es sein, ein kleiner Scherz, der zur Bedeutung des Abends paßte. Und er lachte.

Vielleicht würde er plötzlich seinen Duft auf alle Schönheiten übertragen. Es wäre köstlich, aber das Fest hätte ein jähes Ende.

Oder sollte er, als Tod mit Senfe und Hippe erscheinen? Ach das wäre abgeschmackt.

Oder allen die Kleider nehmen? Nein — nein — er wurde bleich, wenn er an den Körper mancher fetten Dame dachte.

Aber wenn er vielleicht bloß einige hübsche Menschenkinder, Mädchen und Jünglinge in blühender Nacktheit herumspringen ließe? Es wäre ganz nett, wie der Anmut im Saal losbrausen würde und die Armen blank und bloß und zitternd in der Mitte stünden.

Ach nein — etwas Tolleres.

Wenn er den Wunsch eines Jeden erfüllte? Dann stürzte sich wohl jener Herr auf jenes lachende Mädchen und riß ihr die Kleider vom Leibe. Und der würde die Kasse rauben. Mord und Totschlag wäre frei, Notzucht und Diebstahl, Frauen würden von den Balkonen stürzen. Alte melancholische Herren sich in einer Loge zum Schlafen strecken. Manche lägen wie Schweine im Sektzelt —

Hoppla — Schweine.

Nun wußte ers. —

Er würde jeden der Anwesenden in die Tiergestalt verwandeln, die seinen Eigenschaften am ähnlichsten wäre oder — falls einer verschiedenen Tieren gleiche Züge besäße, so würde er auch den Körper all dieser als Kreuzung empfangen.

Er lächelte zufrieden, dann drehte er den Ring.

Einige Sekunden lang — geschah nichts —

Plötzlich ein Reißen von Kleidern, Fracken, Poltern von losgelösten Knöpfen und da wars —

Die Musik brach mit einem Mißton ab — dumpf dröhnte noch die Baßgeige nach und das Triangelklang hell an eine mächtige Posaune

Im Saale stand alles verdutzt —

O herrlich!

Wie viele Schweine, deren Körper die zu engen Kleider gesprengt hatten und denen nun die Fellen traurig am Boden nachschleiften! Mädchen, die vorher lustig Backwerk knusperten, neckten sich als rosige Ferkel in einer Saalecke. Eine vorher stattliche Dame wallte als Mastsau über das Parkett. Ihr Gatte hinter ihr, ein kleiner Schoßhund mit Hasenohren. Ein Fuchs strich um eine Kuh, die mit jubelnder Verchenstimme zwitscherte. Das muß wohl ein fein affektiertes Per-

fönchen gewesen sein. Daneben auffallend viele weibliche Katzen in allen Größen. Eine schöngestige Henne versuchte zu fliegen, überschlug sich aber stets. Ein Jurist hockte als Nasgeier auf der Brüstung und eine Hyäne sammelte Knöpfe und Tuchsezen vom Boden. Zwei eiertrinkende Dackel besahen sich die Stuhlbeine. In den Logen schnatterten eine Anzahl Elstern und Krähen und am Luster schwangen sich einige Affen und reckten die Zunge einer Eselherde, die in blanken Lackschuhen steckte. In der Saalmitte leckte ein weibliches Dromedar mit gelocktem Schwanz einen kollernden Truthahn. In einem prächtigen Waffenschrock funkelte ein schlanker Gorilla. Ratten und Mäuse huschten über die Tische. Aus weißen Spitzen guckte ein Wolf. Es war alles da — jedes Tier — auch Bären, Rinder, sogar ein Panter und ein krüppelhafter Löwe.

Viele interessante Fälle! Kreuzungen waren besonders häufig zwischen Rühn und Affen, Papageien und Hasen, Elstern und Tauben. Ein männlicher Pfau mit eingetrockneten Gehirnmuskeln küßte eine perverse Flattergans, die an Stelle ihrer Beine stilvolle Elefantensfüße trug. Eine temperamentvolle Wildkatze hatte sich in einen Affenschwanz festgebissen und ließ sich durch die Luft wirbeln.

Sabi el refi hatte sich lachend erhoben — was kam denn da? Es war bloß ein frommer Hofhund, den ein bissiger Floh an der Leine führte. Hinterher aber eine lasterhafte Nachttaube im Arm eines Ruckucks, dem an Stelle des Schnabels ein riesiges Krokodilmaul schnappte. Zwei Auerhähne waren sich über einer dürren Ziege in die Federn gefallen, während diese mit verlangenden Entenaugen nach einem blöde blickenden Kalb starrte, dessen Rückseite ein schillerndes Hermelinfell deckte.

Nein, es war genug — Sabi el refi wollte schon, stöhnend vor Lachen, seinen Stein zurückdrehen, als er einige Personen bemerkte, die blitzschnell und unterbrochen stets andere Gestalten anzunehmen bestrebt waren, aber denen es doch nie gelang, auch in nur einen halbwegs klaren Tierkörper zu schlüpfen. Scheinbar half dort der Zauber nichts oder — Sibi il refi erbebte vor Freude — sollten das wirkliche Menschen sein, ganz ohne Tierähnlichkeit — da hatte er aber schon die richtige Antwort gefunden:

Nein — es waren bloß die restlosen Erfüller der Gesellschaftsmoral und der Sitte, die sich so beängstigend wandelten und wandelten und doch keine einzige Gestalt fanden, weil sie eben keiner ähnlich waren, weil sie aber gar — gar keine Eigenart besaßen.

Sibi il refi lachte bitter auf und verzauberte jeden dieser Prachtkerle in einen

Buchstaben — da standen sie plötzlich still. Es war ein volles schönes Alphabeth.

Aber als sie Gestalt gefunden, machte sich leise, dann immer stärker ein dröner Druck im Saale bemerkbar. Hunde, Katzen und Raubtiere, Vögel, Tauben und Schlangen stellten sich in Reih' und Glied, wurden sitzsam und bissen sich nur heimlich und raubten nur unter den Tischen und liebten nur hinter den Vorhängen, als wäre gar kein Zauber im Saal.

Da gähnte Sibi il Refi und drehte seinen Stein zurück. Rich. Sch.

□

Da kam ein Lied zu mir — —

Es war so lange, lange still —
doch Stille nicht, die atmet,
die man hören kann,
wie sie nach unserm Herzen lauscht und
horcht —

nein, kalte, tote Stille,
wie sie in Winternacht
um ein vergeßnes Grab ihr Schweigen
breitet. —

Da kam ein Lied zu mir —
ganz still, ganz zart —
ein Hauch nur fast —
wie eines Mädchens windverwehtes
Sehnen —

und doch ein Lied. —
Und zagend streicht es,
zart und leise nur —
wie Rosenduft des Nachts
scheu über eines Mädchens blasse
Wangen —
hin über meiner Seele längstverstummen
Saiten. —

Ein feines Schwingen zittert sie entlang
und sie erwachen neu
zu neuem Fühlen,
und traumumfängen noch erklingen sie
und singen leise, leise mit das Lied,
das zu mir kam — —

S. 2.

□

Abend in Asien

Abends Ankunft in Penang. Im Eastern and Oriental Hotel (dem schönsten Europäerhotel, das ich auf der hinterindischen Halbinsel traf) ward mir eine fürstliche Wohnung von vier Räumen angewiesen. Vor der Veranda klatschte das braungrüne Meer an die Mauer, und im roten Sande standen groß und ehrwürdig die abendlichen Bäume. Die rotbraunen und gelben Segel vieler Dschunken, gebaut wie starkfehnige Drachenflügel, leuchteten im letzten Tageslicht, dahinter der weiße Sandstreifen des Penangstrandes, die blauen siamesischen Berge und alle die winzigen, dick bewaldeten Koralleninseln der wundervollen Bucht.

Nach Wochen eines unbequemen Wohnens in der beängstigend schmalen Schiffskabine genöß ich vor allem eine gute Stunde lang die Weite meiner Räume; ich probierte die ausschweifend bequemen Liegestühle des lustigen Vorzimmers, wo alsbald ein kleiner Chinese mit Philosophenaugen und Diplomatenhänden lautlos Tee und Bananen auftrug, ich badete im Baderaum und wusch mich im Ankleidezimmer. Dann kostete ich im hübschen Speisesaal bei ganz guter Tafelmusik zum erstenmal mit leiser Enttäuschung das üble Essen eines englisch-indischen Hotels. Inzwischen war eine tiefe, schwarze Nacht ohne Sterne heraufgekommen, die großen unbekanntenen Räume rauschten wohligh im lauen, schweren Winde, und große, unbekanntene Käfer, Zikaden und Hummeln sangen, schwirrten und schrien überall heftig mit den scharfen eigenwilligen Stimmen junger Vögel.

Ohne Hut und in leichten Schlaffschuhen trat ich auf die breite Straße hinaus, rief einen Rikschamann heran, stieg mit frohem Abenteuergefühl in den leichten Wagen und sprach mit Kaltblütigkeit meine ersten malayischen Worte, welche der flinke, starke Kuli so wenig verstand wie ich die seinen. Er tat, was jeder Rikschamann in diesem Falle tut, er lächelte mir mit seinem guten, kindlich bodenlosen Asiatenlächeln herzlich zu, wendete sich um und lief in frohem Trab davon.

Und nun erreichten wir die innere Stadt, und Gasse für Gasse, Platz für Platz, Haus für Haus glühte in einem erstaunlichen, unerschöpflichen, intensiven und doch wenig geräuschvollen Leben. Überall Chinesen, die heimlichen Herrscher des Ostens, überall chinesische Läden, chinesische Schaubuden, chinesische Handwerker, chinesische Hotels und Klubs, chinesische Teehäuser und Freudenhäuser. Dazwischen je und je eine Gasse voll Malayen oder Klings, weiße Turbane auf dunkelbärtigen Köpfen, blanke bronzene Männerschultern und stille, ganz mit Goldschmuck behängte Frauengesichter rasch von einer Jackel beleuchtet, lachend oder aufheulend dunkelbraune Kinder mit dicken Bäuchen und wunderschönen Augen.

Hier gibt es keinen Sonntag, hier gibt es keine Nacht; ohne Ende, und ohne sichtbare Pause geht die gelassene, gleichmäßige Arbeit weiter, nirgends nervös und übertrieben, überall fleißig und heiter. Klug und geduldig kauert auf hohem Brett der kleine Straßenhändler über seiner Bude, still und würdevoll arbeitet am Rande der brausenden Straße der Barbier, zwanzig Arbeiter klopfen und nähen in der Werkstatt eines Schuhmachers, freundlich breitet ein mohamedanischer Kaufmann auf niederen, breiten Ladentischen seine schönen Tücher aus,

die aber fast alle aus Europa stammen. Japanische Dirnen sitzen kauend am Steinrand der Gasse und girren wie fette Tauben, aus chinesischen Freudenhäusern glänzt golden der wohlbestellte steife Hausaltar, hoch über der Straße in offenen Veranden hocken alte Chinesen mit kühlen Gebärden und heißen Augen beim aufregenden Glücksspiel, andre liegen und ruhen oder rauchen und hören der Musik zu, der feinen, rhythmisch unendlich komplizierten und exakten chinesischen Musik. Köche kochen und braten auf der Gasse, Hungerige speisen an langen Brettertischen gesellig und feinschmeckerisch und sicher für zehn Cents nicht schlechter, als ich im Gasthaus für drei Dollar gegessen habe, Fruchthändler bieten unbekanntes Früchte an, phantastische Erfindungen einer müßigen, überreichen Vegetation, kleine Buden haben ihre ärmlichen Güter, eine Handvoll getrocknete Fische oder drei Häuflein Betel, sorgsam mit Kerzen beleuchtet. Hier wandeln im verschwenderischen Licht, das namentlich der Chinese liebt, unverändert alle Gestalten der östlichen Märchen, nur die Könige, Wesire und Henker sind zum Teil verschwunden, gleichwie vor Jahrhunderten arbeitet der geschickte Barbier, tanzt die geschminkte Dirne, lächelt ergeben der Diener und blickt stolz der Herr, wie immer kauern wartend die Träger und Arbeitssuchenden, kauen Betel und erzählen einander Geschichten.

Ich besuchte ein chinesisches Theater. Da saßen still und rauchend die Männer, still und teeschlürfend die Frauen, vor ihrer hohen Empore turnte gefährlich auf schwankem Brett der Teeschenk mit mächtigem Kupferkessel. Auf der geräumigen Bühne saß eine Schar Musikanten, das Drama begleitend und seinen Takt kunstvoll betonend; auf jeden betonten Schritt des Helden fiel ein betonter Schlag der weichtönenden Holztrommel. Es wurde in alten Kostümen ein altes Stück gespielt, von dem ich wenig verstand und nicht ein Zehntel sah, denn das Stück ist lang und wird durch Tage und Nächte fortgespielt. Da war alles gemessen, studiert, nach alten heiligen Gesetzen geordnet und in rhythmischem Zeremoniell stilisiert, jede Gebärde exakt und mit ruhiger Andacht ausgeführt, jede Bewegung vorgeschrieben und voll Sinn, studiert und von der ausdrucksvollen Musik geführt. Es gibt in Europa kein einziges Opernhaus, in dem Musik und Bewegungen des Bühnenbildes so tadellos, so exakt und glänzend harmonisch miteinander gehen wie hier in dieser Bretterbude. Eine schöne einfache Melodie kehrte häufig wieder, eine kurze, monotone Weise in Moll, die ich mir trotz aller Bemühungen nicht einprägen konnte und die ich später tausendmal wieder hörte, denn es war gar nicht,

wie ich meinte, stets dieselbe Tonfolge, sondern es war die chinesische Grundmelodie, deren zahllose Variationen wir zum Teil kaum wahrnehmen können, da die chinesische Tonleiter viel kleiner differenzierende Töne hat als unsre. Was uns dabei stört, ist der allzu reichliche Gebrauch von Pauke und Gong; im übrigen ist diese Musik so fein und klingt abends von der Veranda eines festlichen Hauses so lebensfroh und oft so leidenschaftlich, lustbegierig, wie nur irgend eine gute Musik bei uns daheim es tun kann. Im ganzen Theater war außer der primitiven elektrischen Beleuchtung nichts Europäisches und Fremdes; eine alte, durch und durch stilisierte Kunst schwang ihre alten, heiligen Kreise weiter.

Leider ließ ich mich verführen, danach auch noch ein malayisches Theater zu besuchen. Da prangen grelle, wahnsinnige Kulissen von grotesker Häßlichkeit, von dem Chinesen Chek May in wohlgeglückter Spekulation auf die Affeninstinkte der Malayen gemalt, eine Parodie auf alle Entgleisungen europäischer Kunst, das ganze Theater von einer beispielhaften Drolligkeit und Hoffnungslosigkeit, die nach kurzem, krampfhaftem Lachvergnügen unerträglich wird. In üblen Kostümen spielten, sangen und tanzten malayische Mimen in varietehaftiger Weise die Geschichte von Ali Baba. Hier wie später überall sah ich die armen Malayen, liebe, schwache Kinder, rettungslos an die bösesten europäischen Einflüsse verloren. Sie spielten und sangen mit oberflächlicher Geschicklichkeit, neapolitanerhaft heftig und manchmal improvisierend, und dazu spielte eine moderne Harmoniummaschine.

Als ich spät die innere Stadt verließ, klangen und glühten hinter mir die Gassen weiter, noch die halbe Nacht hindurch, und im Hotel ließ ein Engländer zu einigem Nachtvergnügen ein Grammophon oberbayerische Jodlerquartette spielen.

Hermann Hesse.



Broos, am 30. Juni 1919.

Liebes Ziel!

Am 20. Juni mußte ich wieder in Broos einziehen. In Broos, dem schlechteren Ende des Sachsenbodens — dort, wo die deutsche Kultur, alle deutschen Sitten zu schlafen scheinen, wo soviel fade Leut' wohnen, wo Kultur im Kaffeehaus gemacht wird und in wütenden Debatten über einen verlorenen „Bettel“ ihren geistigen Höhepunkt erreicht! —

War nicht wenig erstaunt, an den Straßenecken ein rosafarbenes Plakat in — deutschen Lettern zu entdecken. So etwas hatte ich in Broos noch nicht gesehen.

„Rosenfest!“

— — — Ich bin auch dabei gewesen und will Dir einiges davon erzählen, aber verrat' mich nicht, denn die Brooser Zungen sind scharf! —

Auf dem „Programm“ stand unter anderem: Ein Zigeunertanz und ein Feenreigen.

Ich hatte ja nichts besonderes erwartet, aber — ich las einmal „irgendwo“, etwas von einer „geist- und geschlechtslosen Hopserei“, das drängte sich mir unerbittlich auf und ich konnte den Gedanken nicht los werden bei den hüpfenden, holprigen, im Sande schleifenden Schritten der jungen Damen.

Die Kostüme im Zigeunertanz als Farbenwirkung ganz hübsch.

Beim Reigen half ein gütiger Wind den Schleiern zu ungewollten, oft wunderschönen Faltenwirkungen. Nur die Hände, wenn man die kürzer machen könnte — — —!

Zwei der Tänzerinnen waren nett. Die haben den Rhythmus der Musik zu schönen harmonischen Bildern geformt.

Die „Brooser Liedertafel“ (gemischter Chor) hat sich nach langer Pause auch zu einigen Liedern aufgerafft. Besonders Lassels: „Am Fräjoahr kam e Fijeltchen“ überraschte mit einem ganz unerwartet klängschönen, reinen und vollen Sopran. In den übrigen Stimmen schwach, wurden die Lieder durchwegs ohne jeden Vortrag kräftig in den Wind gesungen. Der Herr Chorleiter gab sich aber auch alle Mühe durch konzentrische Armbewegungen den Chor wie ein Schwungrad anzutreiben! —

Ein Wort auch über das liebe Publikum. Ein rücksichtsoferes hab' ich nie gesehn! Die Achtung vor den Darbietungen der Liedertafel besonders scheint also von vornherein eine sehr schwache gewesen zu sein. Oder seid Ihr Brooser von jeher gewöhnt Euch bei jeder Art Musik wie bei Wirtshaus-Zigeunermusik zu unterhalten?! —

Wie lange soll das so bleiben? Ist denn keiner unter Euch, der mit ein wenig mehr Begeisterung für deutsches Wesen die Werbetrömmel rührt und den Wegen Eurer Sangesbrüder folgend, auch hier deutscher Kunst, deutscher Kultur eine Heimat errichtet oder wiederaufbaut?! —

Wie lange wollt Ihr Brooser Landsleute noch schlafen? Worauf wartet Ihr? Der Messias ist doch mittenunter Euch; packt zu! Beweißt, daß Ihr Sachsen, daß Ihr moderne Menschen, Eurer Brüder würdig seid! Laßt Euch nicht ducken!

Der Himmel, der Gute, hatte ein Einsehn und deckte mit einem Regenschleier die Szene. —

Das Rosenfest war aus.

Seinen Namen hatte es wahrscheinlich, weil — auch Rosen da verkauft

wurden. Ein Waldfest ohne „Programm“ wäre anspruchsloser also stilgemäßer gewesen.

Die lieben Brooser aber werden noch lange von diesem Tag der Rosen sprechen und in edler Befriedigung ihr Dämmerdasein weiterführen.

Oder sollte ich mich irren?

Ich lasse mich gerne belehren. —

Gugu.



Vorbemerkung zu meiner Auswahl lyrischer Kunst für das „Ziel“

Die betäubende Tatsache, daß unsere heimischen Literaturdiktatoren ein mehr als zweifelhaftes Verständnis des Wesenhaften dichterischer Schöpfungen bekundet haben, und in dem „Deutschen Lesebuch“ für die oberen Klassen der Mittelschule“ zwar dem faden, fadenscheinigen Reimtalent Emanuel Geibels ein ebenso großer Raum gewährt wird wie den vom Herausgeber wahllos aufgehäuften Gedichten Johann Wolfgang Goethes, aus der erschütternden Lyrik des genialen Johann Christian Günther jedoch keine einzige Strophe Eingang und Aufnahme gefunden hat, daß in demselben Buche bei der Zusammenstellung der nachsilienronischen Lyrik eine in aufreizender Unkenntnis gegründete Ratlosigkeit am Werke war, um die geistige Entwicklung der dem Lehrer zu verantwortlicher Führung überantworteten jugendlichen Seele durch die Veröffentlichung der Produkte lyrischer Dutzendbücherschreiber gefährlich zu bedrohen, eine rabiate Verständnislosigkeit, die schülerhaft genannt werden könnte, wenn nicht die überlegte Erwägung, der Schüler habe wohl nicht selten innigere Beziehungen zur deutschen Dichtung bewiesen als sein Belehrender, von dieser Bemerkung abhielte, — daß ferner der mäßige Umland und sogar der auf Kosten und aus Mangel innerlicher Wahrhaftigkeit und Tiefe übermäßig begabte Heinrich Heine noch immer in einem Atem genannt werden mit Eichendorff, Moerike und Gottfried Keller, und die schöpferischen Verkünder der größten deutschen Sprachoffenbarungen neben Goethe: Mathias Claudius, Hölderlin, Novalis, Liliencron und Friedrich Nietzsche bei uns verkannt und unerkannt sind, — dieser traurige Zustand veranlaßt mich, in den folgenden Hefen dieser Zeitschrift eine Auswahl lyrischer Dichtung deutscher Sprache (von Angelus Silesius bis Else Lasker-Schüler und Georg Trakl) erscheinen zu lassen.

Ich möchte gern glauben, daß meine Arbeit auch nicht ohne Einfluß bliebe auf die Ausgestaltung unserer „modernen Büchereien“ bei Neuanschaffungen durch ihre Literaturräte; denn es ist wahrlich kein Zeichen kritischer Bewährtheit, wenn

mit der Herausgabe der jüngsten Kataloge der Glaube erweckt werden kann, die deutsche Dichtung habe nach Rainer Maria Rilke keinen Lyriker hervorgebracht, und wenn man in den Verzeichnissen der Büchereien die gesammelten Gedichte des kokettmüden, klintkulturdekadenten Hugo von Hofmannsthal und die Bücher Maximilian Dauthendey's wohl vorfindet, doch kaum ein Werk von Alfred Nombert oder Peter Hille. Auch ist die deutsche Lyrik etwa mit dem Jahr 1910 nicht zu Grabe getragen worden: Die Gedichtsbände zumindest von Georg Heym, Ernst Bläß, Franz Werfel, Walter Hasenclever, René Schickele, Wilhelm Klemm, Gottfried Benn, Ernst Wilhelm Loh, Johannes R. Becher, Albert Ehrenstein, Theodor Däubler und vor allem die Gedichte von Else Lasker-Schüler, Georg Trakl und Karl Kraus gehören in jede heutige moderne Bibliothek, die ihren Namen zu Recht tragen will. (Tief betäubend ist es, wenn man an jener Stelle findet: Avenarius, Carl Busse, Bierbaum — und den Otto Ernst, oder die gemästete, gequollene Lyrik des Ernst Lissauer, die leider auch ein Heft des Ziels infiziert hat.)

Damit man wisse, wer für Hebung und Vergung der ausgewählten Gedichte die Verantwortung trägt, wird am Schluß des jeweiligen Heftes Anteil und Ausmaß meiner Arbeit durch eine kurze, hinweisende Bemerkung jedem ersichtlich gemacht werden. Ich trage die Verantwortung für die Auswahl und bin mir bewußt, daß das Ergebnis der Sichtung zugleich ein Zeugnis sein wird über meine kritische Fähigkeit und Auffassung, die ich als schwer erworbenen Besitz jederzeit zu verteidigen bereit bin. Denn, daß über den Geschmack nicht gestritten werden könne, ist nur die faule Ausrede derer, die überhaupt keinen haben.

Herman Roth

Aus den Gedichten des Johann Christian Günther (1695—1723)

Sprecht mehr, ihr hochmutsollen Spötter, ich hielte nichts von Lob und Ruhm — Mein Name dringt durch Sturm und Wetter der Ewigkeit ins Heiligtum.

Zu einer Abendmusik

Befördert ihr gelinden Saiten den sanften Schlummer süßer Ruh! Rhodante legt die müden Glieder, der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder, und schlägt die holden Augen zu.

Schlafe Engel! schlafe voraus und liege im Schooße der Zufriedenheit! Denn eine Nacht voll Scherz und Küssen

wird bald dein Bett erweitern müssen,
und diese Nacht braucht Munterkeit.

Schlaf bis der Morgenröte Flügel
der Welt die Farben wiederbringt.
Die Eintracht mein und deiner Flammen
stimmt mit dem Glücke so zusammen,
als jetzt mein Abendopfer klingt.

Abend

Der Feierabend ist gemacht,
die Arbeit schläft, der Traum erwacht,
die Sonne führt die Pferde trinken;
der Erdkreis wandert zu der Ruh,
die Nacht drückt ihm die Augen zu,
die schon dem süßen Schläfe winken.

Mein Abendopfer ist ein Lied,
das dir zu danken sich bemüht,
die Brust entzündet Andachtskerzen.
Gefällt dir dieser Brandaltar,
so mache die Verheißung wahr:
Gott heilet die zer schlagenen Herzen.

Das müde Haupt sinkt auf den Pfühl,
doch, wo ich ruhig schlafen will,
so muß ich deinen Engel bitten;
der kann durch seine starke Macht
mich vor dem Ungetüm der Nacht
um meine Lagerstatt behüten.

Am Abend

Abermal ein Teil vom Jahre,
abermal ein Tag vollbracht:
Abermal ein Brett zur Bahre
und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
nach und nach der Ewigkeit
Also müssen wir auf Erden
zu dem Tode reifer werden.

Sterbege d i c h t

Zeuch aus, gefangene Seele!
weil Stahl und Kerker bricht;
des Leibes Jammerhöhle
hemmt deine Freiheit nicht;
das Grab, mein Ruhelassen,
begräbt die Sklaverei:
da nun der Strick zerrissen,
so wird der Vogel frei.

Mein Ohr vernimmt das Zeichen,
so mir zu Schiffe ruft,
laßt nun die Segel streichen,
der Hafen meiner Gruft
macht, daß ich nicht mehr strande,
der Himmel wird mein Haus;
wohlan! wir sind am Lande,
steig, müder Geist! steig aus.

Gedichte von Friedrich Nietzsche (1844—1900)

Eccc homo

Ja! Ich weiß, woher ich stamme.
Ungefättigt gleich der Flamme

glühe und verzehr ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

Die Tauben von San Marco —
Die Tauben von San Marco seh' ich
wieder:
Still ist der Platz, Vormittag ruht darauf.
In sanfter Kühle schick' ich müßig Lieder
gleich Taubenschwärmen in das Blau
hinauf —

und locke sie zurück,
noch einen Reim zu hängen ins Gefieder
— Mein Glück! Mein Glück!

Du stilles Himmeldach, blaublicht, von Seide,
wie schwebst du schirmend ob des bunten
Bau's,
den ich — was sag ich? — liebe, fürchte,
neide . . .

Die Seele wahrlich tränk' ich gern ihm
aus!

Gab' ich sie je zurück? —
Nein, still davon, du Augenwunderweide!
— Mein Glück! Mein Glück!

Du strenger Turm, mit welchem Löwen-
drange
stiegst du empor hier, siegreich, sonder
Müh'!

Du überklingst den Platz mit tiefem
Klange —!
Französisch wärst du sein accent aigu?
Blieb ich gleich dir zurück,
ich wüßte, aus welch seidenweichem
Zwange . . .
— Mein Glück! Mein Glück!

Fort, fort Musik! Laß erst die Schatten
dunkeln
und wachsen bis zur braunen, lauen Nacht!
Zum Tone ist's zu früh am Tag, noch
funkeln
die Goldzierraten nicht in Rosen-Pracht,
noch blieb viel Tag zurück,
viel Tag für Dichten, Schleichen, Einsam-
Munkeln
— Mein Glück! Mein Glück!

Nach neuen Meeren

Dorthin — will ich; und ich traue
mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, ins Blaue
treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit —:
nur dein Auge — ungeheuer
blickt michs an, Unendlichkeit!

Bruchstücke

Der Tag klingt ab, es gilbt sich Glück
und Licht,
Mittag ist ferne.

Wie lange noch? Dann kommen Mond
und Sterne
und Wind und Reif; nun säum ich länger
nicht,
der Furcht gleich, die ein Hauch vom
Baume bricht.

Nun, da der Tag
des Tags müde ward und aller Sehnsucht
Bäche
von neuem Trost plätschern,
auch alle Himmel, aufgehängt in Gold-
Spinnezen,
zu jedem Müden sprechen: „Ruhe nun!“
was ruhst du nicht, du dunkles Herz,
was stachelt dich zu fußwunder Flucht . . .
was harrest du?

Die Sonne sinkt

1

Tag meines Lebens!
Die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte Flut vergüldet.
Warm atmet der Fels: schließ wohl zu
Mittag
das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
In grünen Lichtern
spielt Glück noch der braune Abgrund
herauf.

Tag meines Lebens!
Gen Abend gehts!
Schon glüht dein Auge halbgebrochen,
schon quillt deines Laues Tränengeträufel,
schon läuft still über weiße Meere
deiner Liebe Purpur,
deine letzte zögernde Seligkeit . . .

2

Heiterkeit, güldene komm!
du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!
— Dief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein Glück mich noch ein.

Kings nur Welle und Spiel
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit, —
müßig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
näher mir süße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel
noch?

Silbern, leicht ein Fisch,
schwimmt nun mein Nachen hinaus . . .

* * *

Kollektiv-Ausstellung Mattis Teutsch

Wenn man in den Ausstellungsraum tritt, ist man verwirrt und überrascht. Ein Farbenjubiläum nimmt alle Sinne in Anspruch. Fast orientalisches wirken die Wände. Man wird unwillkürlich angezogen. Ob man will oder nicht, man wird zum Nachdenken gezwungen und muß sich mit diesem Angewohnten, Fremden theoretisch auseinandersetzen.

Was will der Maler mit diesen dekorativ äußerst eindrucksvollen Gemälden? Will er dekorativ wirken? Nein, oder nur so weit, wie ja jedes Bildwerk auch dekorativ wirken muß. Will er Natureindrücke stilisiert wiedergeben? Auch nur zum Teil.

Die Bestrebungen der Expressionisten — zu diesen gehört Mattis Teutsch — lassen sich am besten durch einen Vergleich erklären:

Der Musiker arbeitet mit Tönen, der Maler mit Linien und Farben. Wie jeder Ton seinen Empfindungswert hat, hat ihn auch jede Farbe. Ein Rot erweckt in uns ganz andere Gefühle als ein Gelb oder Blau. Kalte Farben (blau, violett, grün, gelb u. a.) bergen einen anderen Stimmungsgehalt in sich als die warmen Farben (rot, braun, orange u. s. w. — genau so wie Dur- und Moll-Akkorde anders klingen. Die Linie entspricht der Melodie, der Farbenzusammenklang dem Akkord. Und wie bei naiven Musikwerken, die nur rein auf das Empfinden wirken, so wollen diese Bilder Empfindungen in uns hervorrufen. Daß bei diesen Bestrebungen der Maler alles Gegenständliche ausschaltet, ist eigentlich selbstverständlich, da ihn der Gegenstand im freien Schalten und Walten mit Linien und Farben nur hindern würde.

Sehen wir uns einige Bilder an. Da sind die beiden Frühlingbilder (8 u. 10). Es sind dies wohl die leichtverständlichsten Bilder dieser Gattung. Man fühlt unbedingt einen Frühlingsschall in ihnen. Das Weiß der Blüten, sanftes frisches Grün und violette Schattentöne quirlen durcheinander. Diese Bilder wirken, obwohl alles Gegenständliche in ihnen fehlt, stimmungsvoll, formell und farbig einheitlich und beruhigend.

Nr. 3. Im Hochgebirge. Es ist kompakt komponiert. In der Form stark zusammengefaßt. Es gibt uns nicht eine Hochgebirgslandschaft naturalistisch wieder, sondern einen Eindruck, den das Hochgebirge auf den Maler gemacht hat. Auch hier wirken die Farben unzweideutig. Blau, Violett, Braun und dunkles Berggrün geben im Verein mit der kräftigen Formensprache klar die beabsichtigte Hochgebirgsstimmung wieder. Kompositionell

und farbig wohl das abgeschlossenste Bild der Ausstellung.

Ich will auf weitere Stücke dieser Gruppe nicht eingehen. Jedem Beschauer sei es überlassen, seine Fantasie in diesen Bildern frei spielen zu lassen.

Die Übergangsbilder (meist Landschaften) zur gegenstandslosen Malerei gestellt, sind offensichtlich viel schwächer. Farbe, fast feminine Farbgebung und guter Geschmack charakterisieren diese Früharbeiten von Teutsch. Es fehlt in diesen Arbeiten in hohem Maße das, was jedem Bilde erst den wahren künstlerischen Wert gibt: Seele und Ausdruck — gerade die Eigenschaften, nach welchen Teutsch in seinen späteren Arbeiten ausschließlich strebt.

Den klarsten Eindruck machen die Linoleumschnitte. Es sind dies lineare Kompositionen welche oft von großer Kraft sind. Es sind dies zweifellos die reifsten Leistungen Mattis Teutsch's.

Hervorragenden Sinn für die Holzplastik verraten die ausgestellten 10 Holzplastiken. Materialgerechte, technisch einwandfreie Behandlung des Stoffes, knappe und klare, ausdrucksvolle Formgebung bilden die Vorzüge dieser Plastiken. Sie bilden im eigentlichen Sinne die Übergangsarbeiten von den gegenständlichen zu den gegenstandslosen Arbeiten.

Zusammenfassend: Man kann die Werke ablehnen oder sich für sie einsetzen, interessant ist die Ausstellung unbedingt. Haben wir doch in Teutsch einen Vertreter jener Kunstrichtung, die seit Jahren im Westen viel Staub aufwirbelt. Mit dieser Kunstrichtung muß man sich auseinandersetzen, umsomehr, als anerkannt bedeutende Maler wie Kandinsky u. a. konsequent die gegenstandslose Malerei fortentwickeln und befruchten. Man braucht nicht einig zu sein mit dem Streben dieser Richtung, man muß ihre Entwicklungsfähigkeit prüfen und kann sich erst dann ein Urteil bilden.

Eines aber muß jeder Vorurteilslose anerkennen: das jahrelange Ausharren und Weiterarbeiten abseits allen Beifalls des Publikums, kann kein Humbug sein.

Ehrlichkeit, ernstes Wollen und Streben zeigen die Werke Teutsch's. Dies eine darf ihm niemand absprechen.

Für uns ist nicht maßgebend, daß Teutsch im Ausland (besonders in Berlin und Budapest) große Erfolge hatte und er eine ganze Reihe anerkennender Kritiken aufzuweisen hat. Jedenfalls aber machen dieselben nachdenklich und werden auch manchen Ablehner vor einem, allzu schroffen Urteil abhalten.

Zu erwähnen bleibt noch: bereits am Eröffnungstage wurden von hiesigen Kunstfreunden 8 Ölgemälde und 7 Linoleumschnitte angekauft

—g—

Eduard Morres

Vorbesprechung.

Im vierten Aussteller lernen wir einen stillen, liebevoll malenden Künstler kennen. Seine offensichtliche Liebe und Stärke ist die Landschaft. Kampf ist nicht seine Natur. Stürmisches Vorwärtsdrängen, Streben nach neuen Zielen ist nicht seine Absicht. Er ist kein Sucher und kein Pfadfinder. Die Probleme neuer Kunst reizen ihn nicht. Es verbinden ihn keine gemeinsamen Interessen mit seinen vorwärtsdrängenden Altersgenossen. Auf breiter, sicherer Bahn geht er seinen Zielen nach. Schlicht, ehrlich und fleißig. Die treue Wiedergabe der Natur mit all ihren Stimmungen, liebevolles und inniges Vertiefen in alle Einzelheiten, sind für sein Schaffen bezeichnend.

Aus allen seinen Bildern schaut die Liebe zur Natur hervor. Mit stiller Liebe gemalt werden sie auch die Liebe der Ausstellungsbesucher zur Natur vertiefen helfen und für die unaufdringliche Kunst, Eduard Morres' Freunde erwerben.

Im Gegensatz zu den bisherigen Ausstellern unsern Neuerern und Expressionisten, lernen wir in Morres einen Naturalisten kennen, der die Natur durch sein ruhiges Temperament gesehen, wahrheitsgetreu wiederzugeben bestrebt ist.

Etwa 60 Arbeiten sind von Morres ausgestellt und die kaufkräftigen Kunstfreunde werden reichliche Auswahl finden. Besonders werden die einheimischen Landschaften, unter denen die Rosenauer Burg öfter wiederkehrt, Beifall erwecken.

Fritz Simm

Vorbesprechung.

In voller Entwicklung, mit gekrampften Händen das Leben seiner Begabung unterwerfend, unnachlässig und streng gegen sich selbst, vielen neu, ist seine Veranlagung die Gewähr für die Qualität seines Schaffens.

Im März 1914 als Akademiker in Budapest mit dem Akademie-Madányiné-Preis ausgezeichnet, bringt ihm dasselbe prämierte Doppelporträt im Mai des gleichen Jahres den Harkányipreis, und ein großer liegender Akt im Juni 1914 das Staatsstipendium.

Diese Spanne Zeit war wie ein Aufleuchten seines Sternes, der in der Wirren des Krieges bald wieder verschwindet.

Heute nun recken sich seine Arme der Reise entgegen.

Einer der Wenigen, die den Griffel mit in die Wiege bekommen haben, ist er uns ein Ränder der Linie geworden.

Wer die herbe Wucht und Schlichtheit seiner Figuren der letzten Zeit empfunden, ihre klare und einfache Kontur, die beinahe restlose Lösung des Körperlichen

wahrgenommen hat, der ahnt vielleicht die Größe dieser Begabung die nach harter Not, bescheiden und anspruchslos, aber in ihrer Kraft bewußt, unbeirrt ihres Weges geht.

Dr. A. Witting.

Kollektiv-Ausstellung Tutsek Gyula

Seit Jahren arbeitet Tutsek im Stillen ohne von sich etwas hören zu lassen. In Budapest hatte er einige Bilder ausgestellt, doch auch seither vergingen Jahre und wir hatten keine Gelegenheit von seinen Arbeiten etwas zu sehen. Jetzt veranstaltet er eine Kollektiv-Ausstellung von über 60 Bildern.

Tutsek malt hauptsächlich Landschaften und Stilleben. Ein großer Teil seiner Landschaften sind Kronstädter Ansichten, wir finden unter ihnen unsere bekannten charakteristischen Ansichten.

Seine venezianischen Landschaften sind farbig schön aufgefaßte Stücke. Er malt mit Vorliebe das Meer in sanften Bewegungen, mit ruhenden Barken oder Segelschiffen, oder die bewegten Wogen um die Felsen von Capri.

An diese Arbeiten schließen sich die sentimental-traurigen Erinnerungen an die russische Gefangenschaft, wo Tutsek zwei Jahre verbrachte und die seine heitere Arbeitslust wesentlich beeinflusste.

Tutsek arbeitet rein naturalistisch, er hat Freude am optisch Gesehenen und verbindet dies mit der Erinnerung. So lösen auch seine Arbeiten Erinnerungen aus. Er stellt keine höheren Ansprüche an den Beschauer, er begnügt sich, ihn eine angenehme Naturerscheinung mit Freude anschauen zu lassen.

M. L.

Erste Besteigung des Königsteins im Winter

Von Emil Honigberger

Im Sommer und im Frühjahr haben wir den stolzen Bergriesen bezwungen. Wir haben von seiner Höhe die sommerlichen Weiten unserer schönen Heimat bewundert, wir haben den türkischen Winden, die sein hohes Haupt auch im Sommer eisig umstürmen, getrotzt und lange hinausgesehn nach den blauen Bergketten Rumäniens. Wir haben von der Schutzhütte den Riesen bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang beobachtet; wir sahen ihn jungfräulich erröten und sahen ihn mürrisch in Wolken und Nebel sein Haupt verbergen. Im Mondenschein sahen wir ihn, wie einen stillen Heiligen voll ewiger Ruhe, und verzückt haben wir ihm unsere schönsten Abendlieder gesungen.

Schön bist du, stolzer Riese in jeder Jahreszeit, aber dein eigenstes Ich lebst

Rudolf Lassel-Stiftung-Preis Ausschreiben des Kronstädter Männergesangvereines

Um die volkstümliche Chorkomposition zu beleben, setzt der Kronstädter Männergesangverein sechs Preise aus. Zu der Bewerbung sind alle sächsisch-deutschen Komponisten und Komponierenden eingeladen.

Preise:

- 2 erste Preise für je einen gemischten Chor und einen Männerchor a capella zu je 500 K
- 2 zweite Preise für je einen gemischten Chor und einen Männerchor a capella zu 300 K
- 2 dritte Preise für je einen gemischten Chor und einen Männerchor a capella zu 200 K.

Bewerbungsvorschrift.

1. Jeder Einsender darf nur einen gemischten Chor und einen Männerchor zur Bewerbung einsenden.
2. Die eingesandten Bewerbungschöre dürfen öffentlich nicht vorgeführt worden sein.
3. Die Einsendung muß in volkstümlich-sänglichen Stile gehalten sein. Der Text muß eine deutsche Dichtung und darf keine Übersetzung sein.
4. Die Einsendung erfolgt ohne Namen des Einsenders unter einem Erkennungswort. Dieses Erkennungswort wird mit dem Namen und der Anschrift des Komponisten in einem Briefumschlag verschlossen, der Sendung beigelegt. Der Briefumschlag bleibt bis nach der Preisverteilung beim ersten Vorstand des Vereines hinterlegt.
5. Alle Einsendungen sind an den ersten Vorstand Dr. Oskar Tellmann, Kronstadt, Zwirngasse 2 zu richten.
6. Einreichungstermin ist der 15. September 1919.
7. Das Erstaufführungsrecht aller eingesandten Bewerbungschöre behält sich der Verein vor.
8. Die preisgekrönten Chöre gehen in das Eigentum des Vereines über.

Kronstadt, den 28. Juli 1919.

Vereinsleitung des Kronstädter Männergesangvereines.

du im Winter. Da bist du König und ein gewaltiger Winterkönig. Stolz und ungebeugt beherrscht du die Weiten. Keines Menschen Fuß hat dich in deiner Winterpracht demütigen können.

Doch dein Schicksal hat dich ereilt. Umsonst hülltest du dich in Schnee und Eis, umsonst drohtest du Tod und Verderben mit deinen Lawinen, den Skifahrern mußtest du dich beugen.

Diese erste Besteigung des Königsteins im Winter geschah am 21. März des Vorjahres. Selbst am Schuler lag der Schnee meterhoch und Butschetsch und Königstein reckten stolz und unzugänglich die hohen Häupter empor. Wir waren entschlossen, diesmal unser möglichstes zu tun, um den Königstein zu bezwingen. Zwei Teilnehmer waren schon vormittag aufgebrochen, um vor Nacht in der Schutzhütte zu sein und tüchtig einzuheizen. Zu Dreien zogen wir nachmittag nach.

Von der Bahn aus bekamen wir schon einen Vorgeschnack der Genüsse, die uns draußen im Hochgebirge erwarteten: Wir sahen Schuler und Butschetsch, die unter der Abendsonne wunderbar erglühten.

Im rosigen Lichte grüßten unsere Freunde zu uns herab. Dämmrig lag schon die braune Ebene. Durch die Riu-Schlucht führte der Weg einsam aufwärts.

Auf der Mogura angekommen, senkte sich die Nacht schon herab. Sterne blitzten hervor, immer zahlreicher, bis der ganze Himmel hell erstrahlte. Und doch ward es stets dunkler, denn die Sterne blühen wohl, doch leuchten sie nicht, und da Neumondzeit war, war die Leuchte des Himmels weit und breit nicht zu sehen. Nur der Schnee erhellte die Nacht. Bald war es aber so dunkel, daß wir nur mit Hilfe einer Laterne langsam aufwärts kamen.

Eine eigentümliche Gegend ist die Mogura. Hohe, steile Hügel und tiefe Täler reihen sich an einander.

Auf jedem Hügel oben steht wie ein kleines Kastell ein eigenartig gebautes rumänisches Bauernhaus. Hin und wieder sieht man grotesk geformte Bäume, hohe Buchen und Eichen, von Wind und Wetter arg zerzaust und verunstaltet. Gespensterhaft recken sich die kahlen Äste empor; dunkle Gestalten in unbestimmbaren Formen.

Immer weiter unten blieben die kleinen Lichtlein der Bauernhäuser, immer mehr verhalte das heisere Gebell der Hunde.

Wir hatten die Skier schon angeschnallt und zogen nun Stundenlang aufwärts. Nur das leise Rauschen der gleitenden Skier im Schnee unterbrach die Stille der Nacht. Auch unsere Gespräche ruhten, jeder konnte seinen eigenen Gedanken nachgehen.

Nach einigen steilen Hängen kam Ebene. Der Schnee war gut gefroren und so ging es nun rasch vorwärts. Endlich kamen wir zu den Abhängen, die zur Schutzhütte im Königsteintal führen.

Ich hatte die Laterne und ließ nun die Skier gleiten, immer der Spur der beiden am Tage vorangegangenen Skibrüder folgend, die Lampe tief am Boden haltend und gebückt, waren wir eine geraume Zeit abwärts geglitten. Bald mußten wir unser heutiges Ziel erreicht haben. Laute Rufe durchhallten die erschreckte Nacht. Unsere Freunde hörten sie nicht. Da krachte ein Schuß, hochaufscheute die Ruhe des nächtlichen Tales, doch unsere Freunde schliefen schon fest, sie hörten nichts.

Als ich bei Morgendämmerung hinaus trat in das Wintertal, glühten eben die ersten Spuren der Sonne in den Wolken fern am Himmelsaum. Märchenhafte Stimmung. Klar und rein lag der Schnee, wie Marmor hart gefroren. Wie im Traum glitten wir mit den Skiern an den Geländen umher. Der Königstein guckte verwundert auf uns Menschlein, die die große Stille der Natur störten. Hart und stolz ragten Kluff an Kluff, Fels an Fels in den herrlichen blauen Winterhimmel hinauf. Plötzlich schwebte eine blasseröte um den Schnee des Gipfelriesen. Die Sonne kam freudevoll und brachte dem Königstein ihre Huldigung. Herrlich erstrahlte der in seiner majestätischen Glorie.

Wir hatte indeß schon ein gute Strecke nach Rumänien hinein zurückgelegt. Am südlichen Grat, der gleich über dem Wald beginnt und bis auf den höchsten Gipfel, auf die Hirten Spitze führt, wollten wir hinauf. Dieser Weg ist am sichersten vor Lawinengefahr.

Auf „Tischlers Falben“ ging es bis in den Wald, dann mußten wir uns mit „Schusters Rappen“ begnügen. Die Skier ließen wir im Schnee zurück und

begannen entschlossen die Kletterei über Eis und Schnee. Wir glaubten, in 2 1/2 Stunden womöglich die Spitze erreichen zu können. Wir sollten uns arg täuschen. Je höher wir kamen, desto gewaltiger hob sich der Königstein empor. Die Sonne schien immer wärmer und man mußte bald mit Lawinengefahr und Schneerutschungen rechnen. Wir hielten uns deshalb immer an die Felsen. Krampfhaft verteidigte sich der stolze Winterkönig, mit tausend Felsenfingern suchte er uns zurückzuhalten. Der Sieg war uns jedoch schon zur Gewißheit geworden; langsam, vorsichtig, Schritt um Schritt wurde die Höhe gewonnen. Die letzten großen Felspartien wurden mit Hilfe der Steigeisen genommen. Nach fast fünfstündiger, mühevoller Kletterei lag der Unbesiegte nunmehr besiegt zu unsern Füßen.

Diese Herrlichkeit, die uns zum Lohne ward, zu beschreiben, ist der Feder nicht beschieden.

Während im Sommer die unangenehmsten Winde um die Hirten Spitze toben, war jetzt eine große Ruhe und Stille um uns. Klar lag Berg an Berg, Bergkette an Bergkette, so weit das Auge reichte: Im Westen erhob sich die lange schneeblaue Bergkette des Fogarascher Gebirges; im Osten lauerte der Butschetschkoloß; den Süden bedeckten die mächtigen und zahllosen rumänischen Berggipfel. Der Schuler sah recht bescheiden aus im Hintergrund. Das Schönste aber lag unmittelbar vor uns: die großartig wilde Westwand des Königsteins selbst.

Raum hatten wir all' die herrlichen Weiten genügend bewundert, als der Königstein uns seinen Mißmut zu zeigen begann. Wir hatten einer kleinen Nebelsäule kaum Beachtung geschenkt, da sauste sie auch zischend heran. In fünf Minuten war alles in dichtem Nebel. Da auch der Wind seine Hezerei begann

Kompositionen!

von Kapellmeister
Emil Honigberger:

- Op. 1. „Stimmungen aus Siebenbürgen“ 13 Klavierstücke.
Op. 2. 8 Lieder nach Claudius, Eichendorff und Mörike.
Op. 3. „Der wandernde Musikant“ 7 Lieder v. Eichendorff
Op. 4. 15 Volkslieder

„Mit steigendem Interesse lauschte und jubelte das Publikum diesen Liedern zu.“
„Sie sind voll überraschender Wendungen, origineller Harmonik und treffen die Stimmungen meisterhaft. Dabei ist alles von echter Originalität.“

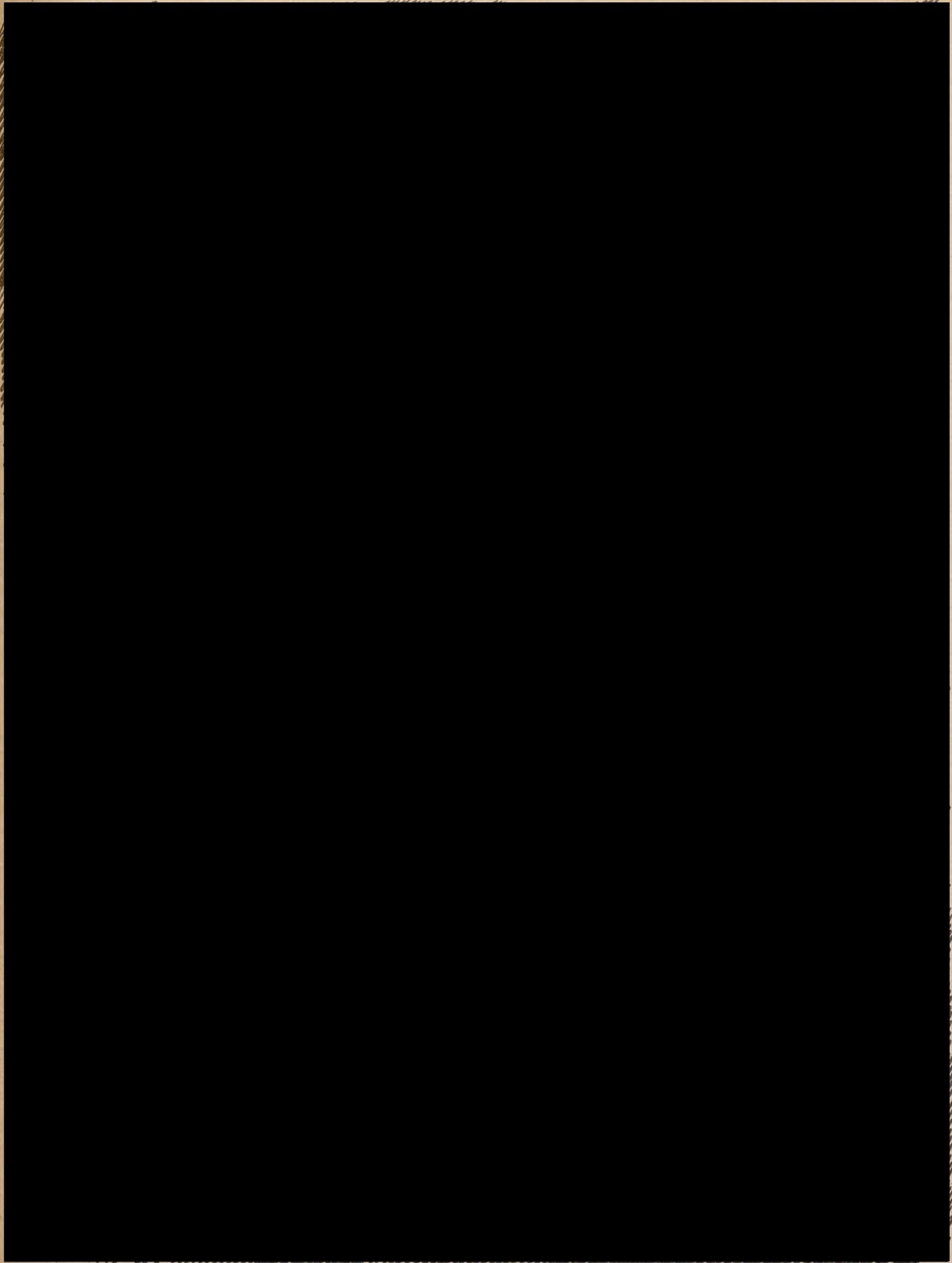
Siebenb. Deutsches Tageblatt.

„Worunter hauptsächlich „Der wandernde Musikant“ durch seine edle Auffassung und melodienreich geformte Charakteristik Bewunderung und Anerkennung erzielte.“
Rumänischer Lloyd.

„Es sind gar zart empfundene, aus warmen, jugendfrischen Herzen kommende Kompositionen.“
Bukarester Tageblatt.

„Und dann die herrlichen Volkslieder, die einen ganz vergessen machen, dass diese Lieder komponiert, und nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen sind.“
V. Orendi Homenau.

In allen Buchhandlungen erhältlich.



und die Kälte fühlbarer wurde, machten wir uns zum Abstieg bereit, froh einen so günstigen Augenblick voll Klarheit des Ausblicks genießen zu haben.

Nachdem wir die Lawinenmöglichkeit untersucht hatten und den Schnee für dieselbe ungünstig fanden, ging es an ein tapferes und rasches Abwärts. Nach den obersten Felsen nahmen wir die Steigeisen in den Rucksack und nun ging es an ein lustiges Hopfen und Rutschen.

„Schusters Rappen“ und „Tischlers Falben“ haben uns ihre Dienste geliebt, nun half uns auch „Schneiders Brauner“. Auf dem Hosensack ging es mit großer Schnelligkeit die Abhänge herab. Wenn uns auch einige kleinere Schneerutschungen erschreckten, kamen wir mit heiler Haut, wenn auch mit nassem Hosensack, in der Schutzhütte an.

Nachdem gekocht, gegessen und die Skier geschmiert waren, ging es heimwärts.

Das herrliche Gefühl des Skifahrers kann man sich, bevor man es selbst erlebt, nicht vorstellen. Ein Gefühl jubelnden Übermutes, ein Gefühl von freier Abendteuerlust überkommt einen, man vergißt alle bürgerliche Gebundenheit und fühlt sich so recht als freier Mensch. Wenn dann die Wunderwelt des verschneiten Winterwaldes uns stiller und ernster stimmt, wenn die überwältigenden Schneegipfel und der dunkelblaue Winterhimmel eine eigenartige Poesie in unserm Innern erweckt, fühlen wir uns nicht mehr nur als lebensfrohe Abenteuerer und Sportsmenschen, der Künstler beginnt in uns zu leben. Die ganze Märchenpoesie von Gnomen und Feen, von Erlkönig und Schneemännchen umwebt uns wunderbar.

Stundenlang ging es nun einen Abhang nach dem andern mit unseren treuen Brettlein talwärts. Noch lange blickte uns der Königstein staunend nach, und als wir in der Ebene waren, glühte der Herrliche im prächtigem Rot. War das nun Zornesglühn über uns Menschenlein, die seine Winterlehre genommen, oder war es ein letzter, freudiger Freundschaftsgruß?

□

Aphorismen.

„Wenn ich ein Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeicheln gegen den Anfänger; mit Bewun-

derung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Rabalenmacher.“

Lessing.

„Der eine legt ein Ei Der andere schlägt es auf und schaut's an. Das ist doch verschieden? Künstler und Kritiker.“

Gustav Floerke.

„Die Bienen gleichen den schaffenden Künstlern, denn sie bereiten den Honig“, die Wespen aber den Kritikern, denn sie können bloß sterben, und das können die Bienen nebenbei auch.“

E. J. Hähnel.

„Es gehört ebensoviel Liebe zum Beurteilen eines Bildes, wie zum Malen.“

W. M. Hunt.

„Ein Künstler solle nie auf Kritik hören, vor allem aber nicht während der Arbeit. Die Kritik verdirbt die unbehängene, naive Sicherheit, und das untergräbt die schaffende Kunst.“

Peter v. Cornelius.

„Ich kenne Leute, die behaupten, die öffentliche Meinung berühre sie nicht, sie hätten kein Gefühl für die Kritik. Das glaube ich nicht. Ein wahrer Künstler muß den Stachel fühlen; wenn man seine Seele und seine Kräfte ehrlich und tüchtig in einer Arbeit niedergelegt hat, so tut es immer weh, wenn dann der erste beste Journalist kommt, sie nicht versteht und heruntermacht.“

Meissonier.

„Die Aufgabe der Kritik ist auch nicht angenehm, und man darf es ihr nicht allzu übelnehmen, wenn sie uns mitunter verlegt. Schließlich macht sie doch die Welt auf uns aufmerksam; ohne sie wären wir Insekten, erstickt, ehe wir das Licht erreicht hätten; durch sie erfährt man von unsern Fehlern und Vorzügen. Wir müssen anerkennen, mit welcher Mühe sie unsern Namen bekannt macht.“

Delacroix.

„Ein unter Gemälden verbrachtes Leben macht noch keinen Maler — sonst könnte der Garderobediener in der Nationalgalerie seine Kunst sehen lassen.“

Whistler.

„Die rechte Wahrheit zu sagen, mache ich mir wenig aus der Meinung der Kritik, selbstverständlich vom Lobe abgesehen: das höre ich wie alle meine Kollegen stets mit dem allergrößten Vergnügen.“

□

Decamps.

An die „Deutsche Tagespost“

Wir bemerken zu der unfreundlichen Besprechung unseres 7. Heftes und insbesondere zu der brüskten Ablehnung unserer Zeichnungen:

Wir wollen nicht mit „Zuckerln“ und gefälligen Zeichnungen unsere Leser ködern. Uns wäre es bequemer und jedenfalls erfolgreicher. Wir sind uns auch bewußt, daß, so wie die „Tagespost“ ein großer Teil der Leser denkt. (Sie werden durch die Zeit eines bessern belehrt werden.) Wir wünschen auch nicht, daß jeder Xbeliebige den Wert dieser Schnitte sofort erkennt; viele werden ihn nie erkennen, weil die Denkbequemen gewöhnlich nicht einmal erkennen wollen. Für diese Rücksichtler und stolzen Ablehner arbeitet der Fortschritt niemals. Daß aber schon viele Kunstfreunde, die nicht nach Zuckerln schnüffeln, sondern mit Ernst und wohlwollendem Verständnis sich diesen „Schnitten“ genähert und andern Sinnes als das große K. der Tagespost sind, beweist, daß gerade nach den „Linoleumschnitten“ während der letzten Kronstädter Ziel-Ausstellung lebhafteste Nachfrage war und eine ganze Reihe derselben angekauft wurden. Mattis Teutsch hat für mehr als 15.000 K Bildverkaufserlös. Was sagt da Herr K.?

Gut, die Kronstädter sind für den Hermannstädter nicht maßgebend, aber nehme Herr K. die Pester und Berliner Kritiken über Mattis Teutsch's Linoleumschnitte zur Hand und die Linoleummappe des Künstlers von der Zeitschrift „Ma“ herausgegeben! Ich weiß, es wird ihm nicht imponieren, aber nachdenklich machen wirds ihn doch, vorausgesetzt: Herr K. hält sich nicht für klüger und maßgebender, als die Kritik der Großstadt.

Auch die Gedichte der Sophie van Leer mißfallen dem verehrten Herrn K. Wir können jedenfalls nichts dafür, daß der fortschrittliche und gebildete Herr K. der Dichterin, die eines der interessantesten Talente der modernen deutschen Dichtung ist, nicht nachfühlen kann. Nur soll er nicht der Dichterin den Vorwurf machen.

Was K. über die Zurechtweisung der „Neppendorfer Blätter“ sagt, ist richtig: Man vergibt sich viel, wenn man sich mit diesem „Frisseurladenwochenblatt“ befaßt. Wir taten es auch nicht wegen ihm, sondern wegen unsern großen Tageszeitungen, die mit diesem übelsten Schundliebäugeln. Nun, für uns ist es für 17 Jahre erledigt und wir versprechen dem großen K., daß dies unser endgültiger Wille ist.

Das Ziel.

Am 27. Juli Eröffnung der Ausstellung

EDUARD MORRES

Balzac, Goethe, Schiller

von August Strindberg

Mein Umgang beschränkt sich nunmehr auf den Unpersönlichen durch die Bücher. Balzac, dessen fünfzig Bände meine Lektüre während der letzten zehn Jahre gewesen sind, ist mir ein persönlicher Freund geworden, dessen ich niemals müde werde. Er hat allerdings nie etwas geschaffen, was man Kunstwerk nennt, jetzt besonders, wo man Kunst mit Literatur verwechselt. Alles bei ihm ist kunstlos; man sieht nie die Komposition, und ich habe nie seinen Stil bemerkt. Er spielt nicht mit Worten, figuriert niemals mit unnötigen Bildern, die übrigens der Poesie angehören, aber er hat dagegen ein so sicheres Formgefühl, daß der Inhalt immer den klaren Ausdruck bekommt, der genau vom Worte gedeckt wird. Allen Puz verschmäht er und wirkt direkt, unmittelbar, wie ein Erzähler in einer Gesellschaft, der bald ein Ereignis referiert, bald die Personen sprechend einführt, bald kommentiert und erklärt. Und alles ist für ihn Geschichte, seine Gegenwartsgeschichte; jede kleine Person zeigt sich in der Beleuchtung ihrer Zeit, und hat daneben ihre Entstehungsgeschichte und macht ihre Entwicklung unter der und der Regierungsform durch, was den Gesichtskreis erweitert und einen Hintergrund hinter jede Figur stellt.

Wenn ich an all das Unverständige denke, das über Balzac von seinen Zeitgenossen geschrieben worden ist, so bin ich bestürzt. Dieser gläubige, gutmütige, duldsame Mann wurde in den Lehrbüchern meiner Jugend ein unbarmherziger Physiologe, Materialist und dergleichen genannt. Aber noch paradoxer ist doch, daß der Physiologe Zola Balzac als seinen großen Lehrer und Meister begrüßte. Wer kann das begreifen?

Dasselbe aber ist der Fall mit meinem andern literarischen Freunde, mit Goethe, der in letzter Zeit zu allen möglichen Zwecken benutzt worden ist, am meisten zu der albernen Ausgrabung des Heidentums. Goethe hat viele Stadien auf dem Wege des Lebens durchlaufen; über Rousseau, Kant, Schelling, Spinoza gelangt er zu einem eignen Standpunkte, der der Philosophie der Aufklärung genannt werden könnte. Er hat alle Fragen gelöst; alles ist so einfach und klar, daß ein Kind es begreifen kann. Dann aber kommt ein Zeitpunkt, wo die pantheistischen Erklärungen des Unerklärlichen versagen. Alles erscheint dem Siebzigjährigen so eigentümlich merkwürdig unbegreiflich. Da ist es, wo die Mystik hervortritt und selbst Swedenborg in Anspruch genommen wird. Aber nichts hilft; sondern der Faust des zweiten Teils beugt sich vor der Allmacht, versöhnt sich

mit dem Leben, wird Philantrop (und Mooranbauer), halber Sozialist und wird mit allen Apparaten der katholischen Kirche von der Lehre der letzten Dinge apotheosiert.

Der Faust des ersten Teils, der aus dem Ringen mit Gott als ein siegender Saulus hervorgegangen ist, wird im zweiten Teile ein geschlagener Paulus. Das ist mein Goethe! Aber obwohl jeder seinen Goethe hat, kann ich nicht verstehen, wo man den Heiden findet, wenn nicht in einigen unartigen Verstümmelten, wo er nach den Pfaffen schlägt; oder ob es im Prometheus sein soll, wo der gefesselte Göttersohn gut den Gekreuzigten bedeuten kann, der die Ohnmacht des abgesetzten Zeus verhöhnt? Nein, es ist das ganze Leben und die darauf gegründete Dichtung Goethes, die mich anspricht. Es war ein älterer Freund des Dichters, der ihm in seiner Jugend den Schlüssel zu seiner Schriftstellerei gab: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, aber das gibt nichts wie dummes Zeug.“ So erzählt Goethe in „Aus meinem Leben“ an einer Stelle; an einer andern sagt er selbst: „Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein (Aus meinem Leben) ein gewagter Versuch ist.“

Der Reiz, Goethe zu lesen, liegt für mich in der leichten Hand, womit er alles ansaßt. Es ist, als könne er das Leben nicht ganz ernst nehmen, ob es nun keine feste Wirklichkeit hat, oder unsern Gram und unsre Tränen nicht verdient. Ferner seine Unerschrockenheit, mit der er sich den göttlichen Mächten nähert, denen er sich verwandt fühlt; seine Verachtung

von Formen und Konvention; sein Mangel an fertigen Ansichten; sein stetes Wachsen und Sichverjüngen, wodurch er immer der Jüngste ist, immer an der Spitze, seiner Zeit voraus.

Man hat immer und stellt noch Goethe in Gegensatz zu Schiller und hat aus den beiden ein entweder — oder geschaffen, wie man mit Rousseau und Voltaire getan hat. Ich kann diese Alternative nicht teilen, sondern habe Platz für beide, weil sie sich ergänzen; ich kann nicht mit Worten den Unterschied zwischen ihnen angeben, nicht einmal formell, den Schiller hat mehr Formgefühl, besonders im Drama, und er hebt die Schwingen ebenso hoch wie Goethe. Beider Entwicklung ist ein Zusammenarbeiten, und sie übten Einfluß auf einander. Darum hat der eine Sockel in Weimar Platz für beide, und wenn sie einander die Hand reichen, kann ich keine Veranlassung finden, sie zu trennen.

Gustav Eitel
 Seifenfabrik
 Kronstadt.

Vorgemerkt für

Strumpfkönig.

KONDITIONEIREI **FRIEDR. FLAGNER** Nachf.
 Inh. Heinrich Hermann
 KRONSTADT, Klostergasse 12.
Chokolade **Cacao** **Zuckerl.**

Buchdruckerei und Buchbinderei
Brüder Schneider & Feminger
 Kronstadt, Purzengasse 57
 übernimmt alle in dieses Fach
 schlagende Arbeiten.

5-6

Viktor Puri
 Glas-, Porzellan-
 und Lampenhandlung

 Kronstadt
 Hirschergasse 15. 

5-6

Vorgemerkt für
Ludovica Soos
 Damen-Frisier-Salon
Kronstadt
 Waisenhausgasse 2
 (Ecke Hirschergasse)

5-6

Karl Fröhlich & Cie
 Eisenwarenhandlung
 Kronstadt
 Altstadt, Langgasse Nr. 35.

4-12

Vorgemerkt für
Café Elite (Berlin)

8-12

Buchhandlung
Eduard Kerschner
 Kronstadt
 Ankauf moderner Romane und
 Klassiker-Ausgaben

8-12

Hotel Kübler
 Sinaia
 ist wieder eröffnet.

4-6

Vorgemerkt für
Aladár Csillag
 Lebzelter
Kronstadt
 Langgasse 38.

5-6

Vorgemerkt für
Kronstädter
 Allgemeine Sparkasse
 Kronstadt.

6-6

Vorgemerkt für
Ferdinand Jekelius
 Apotheke zur Hoffnung
 Kronstadt
 Purzengasse 2.

5-6

PAUL TITTES
 Wein- und Biergrosshandlung
Kronstadt
 Langgasse 104.

5-6

Friedrich Reiser
 Drechslerei und 
 Schirmerzeugung
 Galanterie-, Reise- und
 Spielwaren
Kronstadt.

9-6

Kunstaussstellungen

veranstaltet durch die Zeitschrift:

„DAS ZIEL“

im blauen Saale der Redoute.

Vom 29. Mai bis 15. Juni
Ausstellung **Hans Eder**

Vom 20. Juni bis 5. Juli
Ausstellung **Ernst Honigberger**

Vom 10. Juli bis 25. Juli
Ausstellung **Mattis Teutsch**

Vom 27. Juli bis 7. August
Ausstellung **Eduard Morres**

Vom 10. August bis 21. August
Ausstellung **Fritz Kimm**

Vom 24. August bis 4. September
Ausstellung **Frau Grete Csaki-Kopony**

Vom 7. September bis 18. September
Ausstellung **Fritz Miess**

Vom 21. September bis 2. Oktober
Kunstgewerbeausstellung

Eintritt 2 Kronen

Dauerkarten für sämtliche Ausstellungen
Kronen 20.—

Geöffnet täglich von 10—1 Vormittag und
1/23 — 1/26 Nachmittag.

Georg Farsch & Comp.

Erstklassige
Herren- u. Damenschneiderei

Kronstadt

Johannissgasse 5.

4-6

Vorgemerkt für

E. B.

Kronstadt

4-6

Vorgemerkt für

Bärenapotheke

Waisenhausgasse - Ecke
Hirschergasse

Grösstes Spezialitätenlager

Kronstadt

4-6

Vorgemerkt für

Julius Nedoma

Kronstadt

Purzengasse

4-6

Franz Gross

Wäschehandlung

Kronstadt

Purzengasse 7.

4-6

Lang, Rosenthal & Palmhert

Glas- und



Porzellanwarenhaus

Kronstadt

Filiale: Nagyenyed.

6-6

Vorgemerkt für

A. Batschi

Blumenhandlung

Kronstadt

Klostergasse 34.

4-12

Gasthaus

Zum süßen Loch

Bewährte Küche, solide
Bedienung

Kronstadt, Blumenzeile 16.

4-6

Julius Teutsch

Drogen

Groß- u. Kleinhandlung

Kronstadt

4-6

Vorgemerkt für

Löwenapotheke

Kronstadt

Purzengasse 21.

4-6

**Lesen Sie!!!
Bestellen Sie!!!**



Unsere Spezialitäten :
**feinster Nürnberger,
Braunschweiger,
Karlsbader,
Marienbader,
sowie Wiener
Delikatess-Honigkuchen.**

Schutzmarke R  E und Muster

Gesetzlich geschützt

Gegründet 1888.

Gegründet 1888.

Engros-Versandt.

Erste Siebenbürger Delikatessen-Honigkuchen-Erzeugung

RUDOLF ELGES'S SÖHNE

KRONSTADT, Langgasse 40.

Atelier
für Photographie

Brüder Gust

Kronstadt

Kornzeile

8

7-12

Graphische Kunstanstalt

G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

4-12

Fernsprecher 33.

Gründung 1906.

St. L. Obert & Co.

Unternehmung für
Industriebedarf
und Werkstätte für
moderne Technik

Kronstadt-Siebenb.

8-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Hirschergasse 8. — Leitung und Verwaltung: Hans Benning. — Eigentümer: Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag: Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvornummer K 48 — Einzelnummer K 250 Anzeigen 1/2 Seite für 1/4 Jahr K 100.— Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feringer, Steinbrunn G. Lehmann & Sohn Heinrich.